

## Arbeit. Acht Bemerkungen zur Sinnfindung

1. Mühsal und Lebensinhalt (2)
2. Berufswahl und Lebensgestaltung (4)
3. Arbeit und ihr Sinn (8)
4. Arbeit als Erfüllung (11)
5. Faszination, Traumberuf (13)
6. Karriere oder Leben? (15)
7. Geschäft oder gutes Leben? (17)
8. Krise der Arbeit (21)

(1) Im Folgenden ist von Arbeit nicht in der Weise die Rede wie etwa im Schulfach „Arbeitslehre“, vielmehr wird versucht, *philosophisch* über Arbeit nachzudenken.<sup>1</sup> Dabei geht es nicht darum, die volkswirtschaftliche Bedeutung der Arbeit darzustellen oder ihre Bedeutung als Mittel zum Erwerb des Lebensunterhalts; auch nicht darum, bestimmte Arbeitsabläufe in ihren betrieblichen Voraussetzungen und Funktionen zu behandeln, um so Einblick in das Räderwerk von Technik, Industrie und Markt zu gewinnen. Philosophisch geht es darum, sichtbar zu machen, dass Arbeit für den Menschen eine **persönliche Bedeutung** besitzt, die sein ganzes Selbst- und Weltverstehen beeinflusst. Arbeit ist nicht eine Teilverrichtung innerhalb des Lebens, sondern der Ort, an dem das Leben sich selbst darstellt oder mindestens darstellen will.

(2) Grundsätzlich ist Arbeit für den Menschen doppeldeutig: Die einen stöhnen, weil sie zur Arbeit müssen, die anderen beklagen es, arbeitslos zu sein. Ist Arbeit Fluch und Segen zugleich? Wie kann sie das sein? Dem Wörterbuch der Gebrüder Grimm<sup>2</sup> zufolge besagt „Arbeit“ zunächst die schwere Tätigkeit des Knechtes bei der Feldbestellung, dann außerdem die Tätigkeit des Handwerkers, im Weiteren die geistigen Tätigkeiten und schließlich alle Zustände, die anhaltende Anstrengung verlangen, wie z. B. das *Reisen*, das insbesondere früher eine Strapaze war, aber auch heute noch seine Schwierigkeiten haben mag. Jedoch ist klar, dass Anstrengung nicht immer als Belastung und Fluch erlebt wird. Die Anstrengung beim Fußballspielen beispielsweise wird von vielen Schülern als ausgesprochen erstrebenswert erlebt. Je weniger uns die Inhalte einer Arbeit **bedeuten** – d. h. je weniger sie unsere ganze Seele ansprechen –, desto stärker erleben wir sie als langweilig und belastend, im schlimmsten Fall eben als Fluch. Und je mehr uns die Inhalte einer Arbeit bedeuten – d. h. je mehr wir an ihr nicht nur wegen unseres Lebensunterhalts oder irgendeines Zieles, das wir mittels der Arbeit erreichen wollen, beteiligt sind, sondern je mehr wir an dem **Anteil nehmen**, womit wir bei der Arbeit zu tun haben –, desto stärker erleben wir sie als interessant und erfreuend, im Idealfall als Segen.

**Zusatz:** Es gibt Arbeiten, die den **Unterhalt unseres Lebens sichern**. Diese Arbeiten sind oft mühsam und wir beschäftigen uns mit ihnen weniger, weil uns diese Arbeiten Freude machen, als vielmehr nur wegen des mit der Arbeit verbundenen Einkommens. Menschliches Leben wäre nicht möglich, wenn nicht Menschen Korn anbauen und ernten, Nahrungsmittel erzeugen, Kranke und Behinderte pflegen, Werkzeuge und Instrumente erfinden, Kernkraftwerke überwachen, Mitbürger schützen, Wohnungen bauen, das Gemeinwesen organisieren, für die Zukunft planen, fachmännisch helfen würden (und so fort). Zwar gehen von diesen menschlichen Tätigkeiten auch Gefahren für das menschliche Leben aus: So sind etwa auch Waffen Werkzeuge. Wenn man aber deshalb die betreffende Arbeit (also z. B. das Werkzeugerfinden) *überhaupt* abschaffen würde, nähme man dem Menschen die Möglichkeit, seine Lebensbedingungen zu sichern und zu verbessern. In diese Sparte gehören auch diejenigen Arbeiten, die uns darauf vorbereiten, selber eine Arbeit zum Lebensunterhalt ausüben zu können. Bildung, Erziehung und Unterricht werden von vielerlei Arbeiten getragen. So gibt es Lehrer, Hausmeister,

---

<sup>1</sup> Huber 2006, §§ 118-194

<sup>2</sup> Grimm 1854, 538-543

Schulräte, Professoren, Bildungspolitiker, die alle dafür tätig sind, dass das „Bildungswesen“ funktioniert. Nicht zuletzt ist auch das Schülersein eine manchmal anstrengende, manchmal unangenehme Form von Arbeit.

Es gibt aber auch Arbeiten, die zum Überleben nichts beitragen, auf deren Hervorbringungen der Mensch aber dennoch nur schwer verzichten könnte, weil sie das Leben **bereichern**: Das sind die Arbeiten im kulturellen, künstlerischen und religiösen Bereich. So gibt es in allen menschlichen Gesellschaften seit Urzeiten die merkwürdige Erscheinung, dass ein Großteil der Energie der Menschen nicht der Fristung des Lebens und Überlebens gewidmet ist, sondern dem Verschönern, Bereichern und Erklären des Lebens. Solche Tätigkeiten machen dem Menschen aus sich heraus Freude und er vollbringt sie gerne, auch ohne einen Nutzen an Geld, Besitz oder Macht davon zu haben: Bei allen Völkern gibt es [α] **Musik**, d. h. irgendeine Form von Tönen, deren Rhythmus und Melodie den Menschen seelisch ansprechen, ihn lustig oder traurig machen; [β] **Dichtung**, d. h. Gedichte, Erzählungen und Gesänge, welche die Taten der Helden kunstvoll berichten und in Erinnerung halten; [γ] **Bildende Kunst**, d. h. Malerei, Schmuck und Statuen, die Menschen und Orte verschönern, dem Gedenken der Toten und der Verehrung der Götter dienen sollen; [δ] **Wissenschaft**, d. h. neugierige Versuche, Naturerscheinungen richtig zu beschreiben und ihr Zustandekommen zu verstehen; [ε] **Religion**, d. h. Göttergeschichten (Mythen), die erklären, wie die Welt und ihre Ordnung entstanden ist und festhalten, was die Götter den Menschen offenbaren.

In jeder Schulklasse findet man die Hochschätzung dieser Art von Tätigkeit und Arbeit: Welcher Schüler möchte auf Musik verzichten, oder auf Spielfilme, die Geschichten über Heldentaten berichten? Auch heutige Schüler erzählen sich ihre Erlebnisse und Heldentaten, ihnen ist es wichtig, dass ihre Kleidung den gerade geltenden Schönheitsidealen entspricht. Und viele junge Menschen, die in keine Kirche mehr gehen, suchen „Gurus“ und Sektenführer.

## 1. Mühsal und Lebensinhalt

<i>„Uns ist in alten maeren wunders vil geseit von helden lobebaeren, von grozer arebeit“</i>	<i>„Uns ist in alten Geschichten Viel des Wunderbaren gesagt Von Helden, die zu Recht gerühmt werden, Von großer Arbeit“</i>
---	--

Nibelungenlied I 1 (Text nach der Ausgabe von *Helmut de Boor*, <sup>20</sup>Wiesbaden 1972, 3)

(3) „Arbeit“ bedeutet im alten Sinn nicht Arbeit in *unserem* Sinne, sondern so viel als **Mühsal**. Arbeit ist daher *alles*, was Mühe macht, jede anstrengende Tätigkeit *überhaupt* im Menschenleben, alles, was die Helden und die anderen, von denen die „alten Geschichten“ erzählen, in ihrem Leben tun, wird als „große Arbeit“, d. h. als bedeutende Anstrengung und Mühe, verstanden. In diesem umfassendsten und allgemeinsten Sinn meint „Arbeit“ daher die **ganze Lebensgestaltung** des Menschen, seine Lebensführung, Lebensleistung, sein Lebenswerk. Darunter ist nicht nur das „zu Recht Gerühmte“ („lobebaeren“) des Lebens und Handelns, sondern gerade auch sein Leidvolles und Übles zu verstehen. Das Nibelungenlied erzählt ja genug von Unglück und widrigem Geschick, wie auch von der Schlechtigkeit der Menschen und ihrer Handlungen.

(4) Bei Karl Marx lesen wir: „Der Arbeiter legt sein Leben in den Gegenstand“<sup>3</sup>. Das *Produkt* der Arbeit ist ein „Gegenstand“, ein Ding in der Welt, das man sehen kann. Ein Produkt entsteht zunächst als Idee im Kopf eines Erfinders, Ingenieurs, Designers und des Arbeiters. Sobald es aber produziert worden ist, existiert es nicht mehr nur in den Köpfen, sondern in der äußeren Welt und steht dem Arbeiter als reales Ding gegenüber: Vor dem Schuster liegen die Schuhe, die er verfertigt hat; der Bankangestellte kann die von ihm veranlassten Kontobewegungen auf dem Bildschirm seines PC anschauen; dem Bildhauer steht die fertige Skulptur gegenüber. Obwohl so das Produkt der Arbeit etwas *anderes* ist als der Arbeiter, drückt sich in dem Produkt doch der **Arbeiter selbst** aus: In den Schuhen sind die Fertigkeiten des Schusters verkörpert; in den Zahlenkolonnen der Kontobücher schlägt sich das nieder, was der Bankier sich über den Kapitalmarkt und die beste Rendite überlegt hat; und in der

---

<sup>3</sup> Marx 1844, 512. Einige Erläuterungen zu Karl Marxens Lehre finden sich unter § 9

Statue gewinnt eine Idee des Bildhauers steinerne Wirklichkeit. Im Produkt steht dem Arbeiter gewissermaßen ein Stück von sich selbst gegenüber. So ist es tatsächlich das *eigene innere Leben des Arbeiters*, das im Produkt der Arbeit sichtbare Gestalt gewonnen hat. Aber auch das *äußere Leben des Arbeiters* liegt im Produkt, denn von dem, was er für sein Produkt an Lohn oder Honorar erhält, muss er seinen Lebensunterhalt bestreiten.

(5) Die menschliche Lebensgestaltung, im Unterschied zum Tier, geschieht durch **Handeln**. Ein Tier handelt nicht, sondern es folgt seinen Instinkten. Man kann sagen: Nicht das Tier handelt, sondern seine Instinkte „handeln“ in ihm. Wenn ein Mensch nicht weiß, was er tut, dann handelt er nicht mehr, sondern lässt sich hinreißen oder treiben. Eine instinktive Lebensäußerung ist kein Handeln. Warum nicht? Weil Handeln Überlegung und bewusste Auswahl der Ziele und Mittel voraussetzt, also gerade nicht instinktiv ist. Handlungen entspringen der Absicht des Handelnden, deshalb sind sie zurechenbar: Einem Menschen kann man seine Handlungen daher vorwerfen, einem Löwen nicht. „Arbeiten“ in dem weiten Sinne des Nibelungenlied-Zitates ist gleichbedeutend mit menschlichem Handeln überhaupt.

(6) Arbeit ist, wie wir bisher festgestellt haben, *mühseliges Handeln*. Ein weiterer Gesichtspunkt wird in den Versen aus dem Nibelungenlied genannt, der wichtig ist, wenn wir Aufschluss darüber gewinnen wollen, was menschliche „Arbeit“ eigentlich ist. Dieser Gesichtspunkt ist eigentlich kein neuer, sondern macht genau genommen nur noch deutlicher, was es heißt, dass die menschliche Tätigkeit keine instinktive Lebensäußerung, sondern *Handeln* ist: Arbeit – so sagt es das Nibelungenlied – ist etwas, worüber **in Geschichten erzählt** wird („*in alten maeren geseit*“). So können wir jetzt sagen: Die Lebensäußerungen der Tiere sind gerade deshalb keine Arbeit (kein Handeln) im menschlichen Sinn, weil Tiere sich über ihre Tätigkeiten *keine Geschichten erzählen müssen und können*. Vielleicht ist die Behauptung überraschend, dass wir Menschen uns Geschichten erzählen *müssten*. Könnten wir nicht auch ohne Geschichten leben? Wir handeln doch, ohne dabei zu erzählen. Dennoch stimmt es: Wir Menschen können nicht anders handeln, als indem wir uns, wenigstens innerlich und für uns selbst, Geschichten erzählen. Und zwar deswegen, weil wir nicht instinktiv handeln, sondern *überlegen* müssen, was wir tun. Sich etwas überlegen, heißt aber, *sich selbst sagen*, worauf es ankommt. Nehmen wir eine so einfache Handlung wie das Einkaufen. Kein Tier, das fressen will, muss erst überlegen, was es verzehren und wie es das Futter zubereiten soll. Der Mensch hingegen muss überlegen, was er zu kochen gedenkt, welche Zutaten er braucht, wie er diese herrichten, wie lange er sie kochen, oder ob er sie braten soll. Auch das Kochen ist eine scheinbar einfache Handlung. In Wahrheit ist sie aber zusammengesetzt aus vielen kleineren Einzelhandlungen. Damit wir die Handlung „Kochen“ vollziehen können, müssen wir über den **richtigen Ablauf** dieser Einzelhandlungen Bescheid wissen. Wir müssen also sozusagen (wenigstens uns selbst) die **Geschichte** erzählen können, wie diese Speise aus diesen Zutaten Schritt für Schritt zubereitet wird. Indem wir die Einzelhandlungen des Kochens in die Abfolge einer solchen Geschichte bringen, erreichen wir die **richtige Abstimmung** der Einzelhandlungen untereinander. Dem Tier sagt sein Instinkt, in welcher Reihenfolge es die Einzelhandlungen, die „Fressen“ oder „Saufen“ ausmachen, vollziehen muss. Auch der Mensch tut manche Dinge instinktiv richtig (z. B. kauen, schlucken, atmen), und manche Dinge, wenn er sie oft genug getan hat, werden zu einer sozusagen „instinktsicher“ beherrschten Gewohnheit: Wer hundertmal dasselbe Gericht gekocht oder dasselbe Klavierstück gespielt hat, der macht es „im Schlafe“, d. h. ohne sich die Geschichte, die darin steckt, jedes Mal neu erzählen zu müssen. Der ungeübte Koch hat dagegen am Rezept seine Geschichte vor sich, er liest sie oder „erzählt“ sie sich auswendig her, während er am Herd hantiert. Ganz ebenso ist etwa die Gebrauchsanweisung für ein technisches Gerät eine schematisch aufgezeichnete (Bilder-) Geschichte, eine Geschichte z. B. mit dem Titel „Ich nehme einen Videorecorder in Betrieb“,

und der, der sich an die Gebrauchsanweisung hält, spielt die Geschichte sozusagen nach.

(7) Eine Handlung ist aber nicht nur **in sich** eine Geschichte untereinander abgestimmter Einzelhandlungen, sondern jede Handlung muss auch **nach außen**, also mit dem Handlungszusammenhang **größerer Geschichten** abgestimmt werden. Am Beispiel des Kochens: Wenn wir z. B. einen Gast erwarten, der uns schon oft besucht hat, werden wir wahrscheinlich nicht gerade das auf-tischen, was es erst beim letzten Treffen gab; oder wir werden vielleicht doch genau das wieder kochen, weil es der Gast sich so gewünscht hat. In jedem Fall werden wir das, was wir kochen – also die kleine Zubereitungsgeschichte –, abstimmen auf die größere Geschichte unserer Bekanntschaft mit jenem Gast (die sich aus den verschiedenen „Besuchshandlungen“ zusammensetzt). Geschichten schließen natürlich immer Dinge ein, die selber nicht Resultat von Handlungen sind, auf welche die Handlungen aber abgestimmt werden müssen. So muss ich eine Besuchshandlung beispielsweise mit dem Umstand abstimmen, dass ich räumliche Entfernungen nicht in Lichtgeschwindigkeit durchmessen und dass ich feste Materie nicht durchdringen kann: Also muss ich den Zeitpunkt meines Aufbruchs (den Beginns meiner Besuchshandlung) so legen, dass ich trotz meiner relativen Langsamkeit und trotz der Notwendigkeit, um Häusermauern herumzugehen (statt „in Luftlinie“ hindurch zu eilen), noch rechtzeitig zum vereinbarten Zeitpunkt dort sein werde.

(8) Nun ist bei den bisherigen Beispielen die Abstimmung relativ einfach. Das wird jedoch gleich anders, wenn man z. B. an die Situation der **Berufswahl** denkt. Ein junger Mensch, der sich überlegt, welchen Beruf er ergreifen soll, muss sein weiteres Handeln auf seine eigene Lebensgeschichte und auf die größere Geschichte der Zeit abstimmen. So stimmt er sein Handeln auf das ab, von dem er in seiner persönlichen Geschichte erkannt hat, dass es ihn interessiert, dass er es besonders gut kann. Und er muss sein weiteres Handeln vielleicht mit der Tatsache (hinter der wieder Geschichten stecken) abstimmen, dass sein Vater einen Betrieb hat, den er als Sohn übernehmen möchte oder nicht übernehmen möchte. Je nach dem, welche Geschichte er selbst leben möchte, muss er dann entscheiden, etwa welche Lehre er macht oder ob er umschult. Und er muss die Geschichte, die er sich für sich selbst wünscht, auch abstimmen etwa mit der zu erwartenden Wirtschaftsentwicklung, die ihm eine Weiterführung des väterlichen Betriebes vielleicht gar nicht mehr erlaubt, und so fort.

## 2. Berufswahl und Lebensgestaltung

(9) Der folgende Text wird am Beispiel der Berufswahl die Gefahr des **Scheiterns** menschlichen Handelns aufzeigen. Die stets drohende Gefahr des Scheiterns wird sich als der Grund dafür zeigen, dass menschliches Handeln in einem stärkeren und prinzipielleren Sinn **mühselig** ist als die Lebenstätigkeit des Tieres. Damit wird die Mühseligkeit der Arbeit ihre nähere Erörterung erfahren.

*„Dem Tiere hat die Natur selber den Wirkungskreis bestimmt, in welchem es sich bewegen soll, und ruhig vollendet es denselben, ohne über ihn hinauszustreben, ohne auch nur einen anderen zu ahnen. Auch dem Menschen gab die Gottheit ein allgemeines Ziel, die Menschheit und sich zu veredeln, aber sie überließ es ihm selber, die Mittel aufzusuchen, durch welche er es erringen kann; sie überließ es ihm, den Standpunkt in der Gesellschaft zu wählen, der ihm am angemessensten ist, von welchem aus er sich und die Gesellschaft am besten erheben kann.*

*Diese Wahl ist ein großes Vorrecht vor den übrigen Wesen der Schöpfung, aber zugleich eine Tat, die sein ganzes Leben zu vernichten, alle seine Pläne zu vereiteln, ihn unglücklich zu machen vermag. ...*

*Jeder hat ein Ziel, das ihm wenigstens groß scheint, vor Augen, das auch groß ist, wenn die tiefste Überzeugung, die innerste Stimme des Herzens es so nennt ...*

*Leicht aber wird diese Stimme übertäubt, das, was wir für Begeisterung gehalten, kann der Augenblick erzeugt haben, wird der Augenblick vielleicht auch wieder vernichten. Unsere Phantasie ist vielleicht entflammt, unser Gefühl erregt, Scheinbilder gaukeln um unser Auge ...“*

Karl Marx: Betrachtung eines Jünglings bei der Wahl eines Berufes [Abiturientenarbeit - Deutscher Aufsatz].  
In: Karl Marx / Friedrich Engels: Werke. Ergänzungsband, Erster Teil (Berlin[-Ost] 1973) 591-594, hier 591

*Erläuterungen zu Karl Marx und zum Marxismus:*

(9.1) Karl Marx (1818-1883) ist der Begründer des **Marxismus**. Dieser stellt den Versuch dar, die **letzten** (bzw. ersten, weil allem Übrigen zu Grunde liegenden) Prinzipien und Kräfte zu finden und zu formulieren, nach denen das Geschehen der Natur- und Menschengeschichte in sich verläuft (historischer Materialismus) und innerhalb des Wirklichkeitsganzen verortet ist (dialektischer Materialismus). Insoweit ist der Marxismus **Philosophie**.<sup>4</sup> Arbeit und Privateigentum sind zwei der wichtigsten Grundbegriffe im Denken des Karl Marx. Seine Idee ist, dass Privateigentum gefährlich sei, weil der Gewinn, den die vielen arbeitenden Menschen durch ihre Arbeit erwirtschaften, meistens doch nur den wenigen gehört, die Geld (das „Kapital“) und Macht besitzen. Marx sieht die Gefahr, dass der durch Kapital *und* Arbeit *zusammen* erwirtschaftete Profit von den Kapitaleignern *allein* in Anspruch genommen und so die Grundforderung der Gerechtigkeit zwischen den Menschen verletzt wird. Diese Diskussion führen wir gerade auch heute, wenn wir darüber streiten, ob das erwirtschaftete Geld wirklich hauptsächlich den Anteilseignern gehört (*shareholder's value*) oder ob Gewinn nicht vor allem dazu verwendet werden müsste, *soziale Verpflichtungen* einzulösen, also z. B. neue Arbeitsplätze einzurichten, durch Steuern das Gemeinwesen in ausreichendem Maße mitzutragen, den sicheren Ruhestand für alle zu finanzieren und so fort. Marx sieht richtig, dass der Einzelne, seine lebenssichernde Arbeit und sein Profit immer nur möglich ist auf der Grundlage *gesellschaftlicher* Einrichtungen. Der Mensch ist niemals ein einsamer Robinson, sondern immer Gemeinschaftswesen. Er kann nie nur für sich allein leben, sondern muss Rücksicht auf andere nehmen (Familie, Schule, Betrieb). Die Folgerung, die Karl Marx aus dieser richtigen Erkenntnis zieht, ist allerdings in unheilvoll gewordener Weise falsch: Marx hat behauptet, der Mensch sei **nur** „gesellschaftliches Wesen“. Das heißt im Klartext: Was der Einzelne (du und ich) ist und sein darf, bestimmt überhaupt nicht er selbst, sondern nur die Gesellschaft.<sup>5</sup>

(9.2) Die Gesellschaft tritt dem Einzelnen in Gestalt der **Partei** gegenüber, in der nach marxistischem Selbstverständnis Experten sitzen, die aus ihrer Erkenntnis der wesentlichen Bestimmungskräfte und Ablaufgesetze des gesellschaftlichen Prozesses – diese Erkenntnis heißt „wissenschaftlicher Sozialismus“ – angeblich exakt ableiten können, was der Einzelne jeweils zu sein, zu tun und zu lassen hat. Auf diese Weise konnte der Marxismus zur Grundlage der **totalitären** kommunistischen Staaten werden. Durch Lenin, Stalin und ihre Nachfolger wurde der Marxismus so zu einem politischen System ausgebaut.

(9.3) Die zentrale Lehre des Marxismus besteht in der Behauptung, dass über den Menschen nur *der Mensch selbst* zu bestimmen habe. Wohlgermerkt freilich nicht der Einzelne über sich selbst, sondern **die Gesellschaft über den Einzelnen**: Die wenigen Experten bestimmen über die vielen anderen. Es gibt in dieser Lehre keine Instanz mehr, welche der Verfügung der Gesellschaft über den Einzelnen irgendwelche Grenzen setzen würde: Es gibt kein Sittengesetz und keine göttliche Schöpfung, es gibt keine unverfügbare Würde des Einzelnen, die dem gesellschaftlichen Zugriff entzogen bleiben müsste. In dem oben abgedruckten Text, den Karl Marx als Schüler verfasst hat, räumt er Gott noch die letzte Bestimmungsmacht ein. Das ändert sich später grundlegend und hat die fatale Konsequenz: **Wenn der Mensch nur sich selbst gehört, ist er menschlicher Willkür ausgeliefert.**

(9.4) In der christlichen Geschichte, die den Einzelnen auch oft unterdrückte, konnte der Einzelne doch immer wenigstens legitim protestieren, weil auch die Machthaber an eine göttliche Offenbarung glaubten (wenigstens offiziell), die strikt vorschrieb: Der Mensch gehört nicht nur sich selbst (weder als Einzelner noch als Gesellschaft), sondern *Gott*, und nur vor Gott – nicht vor einem Parteiausschuss – muss der Einzelne sich einst rechtfertigen und verantworten. Im Marxismus hingegen gehört der Mensch nur sich selbst, d. h. der Einzelne gehört

---

<sup>4</sup> Huber 2006, §§ 12 mit 18

<sup>5</sup> Huber 1998, 177-182

der Gesellschaft und die Existenz einer Instanz, die man gegen die Gesellschaft anrufen könnte, wird geleugnet. So gibt es für den Einzelnen nicht einmal die Möglichkeit, seine Unterdrückung durch die Gesellschaft legitim zu kritisieren.

(10) Für das Tier stellt die Abstimmung seiner Tätigkeit in sich und nach außen zur Umwelt keinerlei Problem dar, weil ihm durch den Instinkt immer schon *gesagt ist*, was zu tun sei. Die nötigen Geschichten (§§ 6ff) braucht sich das Tier nicht selbst zu erzählen, weil sie ihm von der Natur immer schon erzählt sind, und zwar so intensiv, dass das Tier sie nicht einmal mehr für sich selbst wiederholen muss: Die Geschichten sind ihm als instinktive Verhaltensprogramme angeboren und es lernt sie so, dass sie zu einem ohne weiteres Nachsinnen ablaufenden Verhaltensmuster geworden sind. Der Mensch hingegen muss sich die meisten einzelnen Geschichten seines Handelns, ebenso wie die Geschichte seines ganzen Lebens bis zu einem gewissen Grad *selbst ausdenken*. Das heißt freilich nicht (auch wenn es sich manche Philosophen so vorgestellt haben), dass der Mensch sich selbst erst „erfinden“ müsste, weil er eigentlich ohne Ziel und Bestimmung sei und sich alle Ziele seines Handelns beliebig selber setzen dürfte oder sogar müsste. Tatsächlich aber brauchen und können wir uns gar nicht alle Ziele unseres Handelns selber ausdenken. Bestimmte Ziele haben wir, mit denen wir sozusagen schon auf die Welt kommen, und von denen man sich eigentlich nicht vorstellen kann, dass es irgendeinen gesunden Menschen gibt, der sie nicht hätte. Solche Ziele sind z. B., dass wir essen und trinken wollen, dass wir uns für irgendetwas in der Welt interessieren, dass wir gerne in Zuständen leben wollen, in denen es gerecht zugeht (und so fort). Menschen können zwar auch diese Ziele aufgeben, aber nur um den Preis der **Selbstaufgabe**: Wer gar nicht mehr isst und trinkt, der stirbt körperlich; wer sich für gar nichts mehr interessiert, der geht seelisch und geistig ein; und wer die Ungerechtigkeit und Bosheit zum Prinzip seines Handelns macht, der zerstört seine Menschlichkeit. In diesem Sinn sagt *Sarastro* in der *Zauberflöte* von einem unversöhnlich rachsüchtigen Menschen, der die „Lehren“ der Humanität ablehnt: „*Wen solche Lehren nicht erfreu'n, verdienet nicht, ein Mensch zu sein*“.

(11) Wenn der Mensch sich die grundlegenden Handlungsorientierungen – wir haben die Selbsterhaltung, die geistige Entfaltung und Erfüllung, sowie die sittliche Verantwortlichkeit genannt – auch nicht erst ausdenken muss, so sind sie doch so allgemein, dass sich aus ihnen noch nicht ergibt, wie der Mensch nun im Einzelnen tatsächlich handeln soll. Wir kennen das alle: Auch wenn einer genau weiß, dass er jetzt essen und trinken will, muss er doch erst überlegen, ob er Fisch oder lieber Pizza, Weißwein oder lieber Bier bestellen soll. – Jemand, der sich für Handwerk und Technik interessiert, muss bei der Berufswahl doch überlegen, ob er nun Schreiner werden oder doch lieber ins Computerfach gehen soll. – Und der am eifrigsten auf Gerechtigkeit Bedachte muss bei einem Kompromiss doch immer erst überlegen, wie weit genau er gehen darf, damit es nicht doch nach einer Seite hin ungerecht wird.

(12) Der Mensch muss also das Verhältnis zwischen sich, den anderen und der Welt weitgehend selbst einrichten. Dies nennt Marx „*ein großes Vorrecht vor den übrigen Wesen der Schöpfung*“. Der Vorzug des Menschen besteht darin, dass er die *Wahl* hat. Das Tier ist in seinen „*Wirkungskreis*“ gebannt, es ist unfähig, darüber „*hinauszustreben*“, ja es vermag nicht einmal „*zu ahnen*“, dass es andere Möglichkeiten des Verhaltens, der Nahrung und der Lebensumstände gibt als es sie praktiziert. Der Löwe kann nicht nach dem Nordpol auswandern und der Wal nicht in die Sahara. Der Mensch jedoch kann, wenn es ihm gefällt, einen Abenteuerurlaub in der Hitze der Wüste oder eine Zu-Fuß-Überquerung des Nordpols oder eine monatelang währende Segeltour über den Atlantik unternehmen. Der Mensch ist nicht auf *einen* Wirkungskreis beschränkt, er vermag sich mittels seiner Intelligenz technische Mittel zu ersinnen, die ihm nahezu beliebige Wirkungskreise erschließen. Darin ist das Leben des Menschen reicher und freier als das der Tiere. Und dies ist es, was Marx das „*Vorrecht*“

des Menschen nennt.

(13) Ein Fall, in dem dieses Vorrecht konkret wird, ist gerade die *Berufswahl*. Kein Tier muss sich für einen Beruf entscheiden. Jedes wächst ganz automatisch in sein Verhalten und seine Stellung in der Herde hinein. Der Mensch jedoch muss seinen „*Standpunkt in der Gesellschaft*“ (wie Marx sagt) *wählen*. Dieser Standpunkt ist der Ort, an dem der Einzelne im Leben steht, an den er gestellt ist. Aber der Mensch ist nicht einfach nur hingestellt, sondern er hat – jedenfalls bis zu einem gewissen Grad – an der Wahl dieses Ortes auch mitwirken können: indem er z. B. lieber ins Handwerk als in die Banklehre gegangen ist; lieber eine weiterführende Schule besucht hat statt gleich im Beruf zu arbeiten; lieber erst einmal Geld verdienen wollte, statt zu heiraten und Kinder zu bekommen; später dann lieber auf einen Karrierevorteil verzichtet hat, statt weiter keine Zeit für die Familie zu haben; sich noch einige Jahre später für eine andere Branche umschulen ließ – und so fort. Immer sind hier neben äußeren Umständen auch persönliche Entscheidungen, persönliche Auswahlakte, mit im Spiel.

(14) Dieses Vorrecht des Menschen auf mannigfaltigen Reichtum der Möglichkeiten und auf Freiheit der Entscheidung ist aber zutiefst doppeldeutig. Denn nicht nur kann er die Erfüllung seines Daseins dadurch steigern, er kann dabei auch **scheitern**, und zwar auf doppelte Weise:

- [a] Er kann scheitern, indem er das nicht erreicht, was er erreichen *will*, d. h. indem er die Geschichte, die er sich selbst erzählt, aus irgendwelchen Gründen nicht verwirklichen kann, also hinter dem gesteckten Ziel zurückbleibt.
- [b] Und er kann scheitern, indem er zwar das erreicht, was er erreichen will, dabei aber einsehen muss, dass er etwas anderes hätte tun und wollen *sollen*.

*Judas Ischariot* ist hierfür ein berühmtes Beispiel: Er will Christus verraten und dreißig Silberlinge daran verdienen. Beides gelingt ihm perfekt. Sobald aber der Erfolg sich eingestellt hat, reut es ihn, gerade das gewollt zu haben, was er wollte, und er geht hin und macht seinem Leben ein Ende (Matthäus 26,14-16 und 27,3-5).

Seit jeher wollte der Mensch mittels der Technik sich das Leben einfacher und angenehmer machen. Das ist hervorragend gelungen. Aber die nicht vorhergesehenen Nebenfolgen der Technik (Zerstörung der Ozonschicht, Gefahren der radioaktiven Strahlung, Bodenerosion und Klimaveränderung durch Abholzung der Wälder, Tierseuchen durch nicht artgerechtes Futter, Arbeitslosigkeit durch Rationalisierung usw.) zeigen, dass man dem Willen zur Lebensqualitätssteigerung besser nicht in diesem Ausmaße hätte nachgeben sollen.

(15) Der Mensch ist **immer** von der Gefahr des Scheiterns bedroht, weil er niemals genau weiß, was für ihn gut ist, und auch niemals die ferneren Folgen seines Handelns zu überblicken vermag. Jederzeit können unvorhergesehene Ereignisse, wie Krankheit, Pech, Unverständnis der anderen und so fort, ihm begegnen. Der Mensch kann sich über- oder unterschätzen, ebenso wie die Anforderungen, denen er ausgesetzt ist. Wer hat die Erfahrung noch nicht gemacht, dass er beim Handeln (sei es beim Tapezieren oder beim Streiten mit einem anderen) etwas lernt, so dass er hernach „schlauer ist“ und weiß, was er beim nächsten Mal anders machen wird? Gerade in wichtigen Angelegenheiten ist der Mensch selten einmal rundherum mit dem zufrieden, wie er gehandelt hat. Immer weiß er hernach, dass es noch andere Handlungsmöglichkeit, d. h. *andere Weisen, die Geschichte weiter zu erzählen*, gegeben hätte. Wir können etwa unsere Geschichte mit der Geschichte anderer *vergleichen*; wir können uns von anderen sagen lassen, wie *sie* unsere Geschichte erzählen würden (d. h. wir können uns einen Rat geben lassen). Selten können wir ganz sicher sein, dass uns unsere eigene Einschät-

zung der Lage nicht trägt. Das macht unser Handeln grundsätzlich unsicher. Hierin liegt der eigentliche Grund dafür, dass Handeln immer mühselig ist. Mühsal ist im Tiefsten das Leiden des Menschen an der Unsicherheit seines Handelns.

(16) Das Tier, im Unterschied zum Menschen, strengt sich zwar auch an, so wie der Hund, wenn er dem Hasen nachjagt. Aber wenn der Hund keinen Erfolg hat, lässt er die Sache bleiben und vergisst sie. Er wird nicht nachdenken darüber, welchen Fehler er in der Geschichte „Hasen-Verfolgung“ möglicherweise begangen hat; und er wird auch nicht von anderen Hunden alternative Geschichten – d. h. gute Ratschläge oder anschließende „Manöverkritik“ – erzählt bekommen. Der Ärger über sich selbst, das Wissen darüber, dass er versagen kann oder trotz des Einsatzes aller Kräfte wirklich versagt hat, – das bleibt dem Tier erspart und das macht sein Handeln weniger mühsam. Das Tier erlebt nicht das Scheitern seiner Geschichten, weil es gar keine Geschichten kennt, die es vor, neben und nach dem Tätigsein sich und anderen erzählen würde, und deren Fortgang **in seinem Kopf** es ständig mit dem Fortgang der Handlung **in der äußeren Welt** vergleichen würde. Das Tier leidet nicht darunter, dass es gegenüber seinem Anspruch an sich selbst zurückbleiben könnte, weil es sich selbst in keiner „Geschichte“ planend und Absichten hegend voraus ist. Denn es vollzieht immer nur, was es gegenwärtig gerade ist, und es folgt den Antrieben, die es gerade in sich findet. Deshalb kann Marx sagen, das Tier sei „*ruhig*“, denn es ist immer schon mit sich identisch und sozusagen fertig, es braucht nicht besorgt („unruhig“) zu sein darüber, ob es den richtigen Weg wohl finden werde: Eine Sorge, die der Mensch ständig mit sich herum-schleppt, denn er muss das vollziehen, was er von der Geschichte her, die er für sich entwirft, zukünftig sein will und soll, und er muss von dieser Geschichte her entscheiden, welchen seiner gegenwärtigen Antriebe er folgt und welchen nicht. So ist er nie „fertig“, sondern muss sich jederzeit vergewissern, ob er noch auf dem richtigen Weg ist. Und diese Beurteilung seiner Lage ist immer unsicher, weil der Mensch nie weiß, was sich aus seinem bisherigen Handeln und dem *status quo* der Welt zukünftig für Folgen ergeben werden: Er weiß nicht, was Vergangenheit und Gegenwart für ihn genau bedeuten, und er weiß nicht genau, was die Zukunft bringt. Deshalb kann er seine Fähigkeiten zur Bewältigung dieser Lage entweder unterschätzen oder überschätzen. Desgleichen die Schwierigkeiten der Umstände.

### 3. Arbeit und ihr Sinn

*„... Ich war einfacher Deckarbeiter, ganz schlichter Arbeiter. Sehen Sie, Herr, Matrosen gibt es ja kaum noch, werden auch gar nicht mehr verlangt. So ein modernes Frachtschiff ist gar kein eigentliches Schiff mehr. Es ist eine schwimmende Maschine. Und daß eine Maschine Matrosen zur Bedienung braucht, glauben Sie ja gewiß selbst nicht, auch wenn Sie sonst nichts von Schiffen verstehen sollten. Arbeiter braucht diese Maschine und Ingenieure. ... | ...*

*Ich war nur eben gerade schlichter Deckarbeiter, das war alles. Hatte alle Arbeit zu machen, die vorkam. Richtig gesagt, war ich nur ein Anstreicher. Die Maschine läuft von selbst. Und da die Arbeiter beschäftigt werden müssen und andre Arbeit nur in Ausnahmefällen da ist, wenn nicht Laderäume gereinigt werden sollen oder etwas repariert werden muß, so wird immer angestrichen. Von morgens bis abends, und das hört nie auf. Da ist immer etwas, was angestrichen werden muß. Eines Tages wundert man sich dann ganz ernsthaft über dieses ewigwährende Anstreichen, und man kommt ganz nüchtern zu der Auffassung, daß alle übrigen Menschen, die nicht zur See fahren, nichts andres tun, als Farbe anfertigen. Dann empfindet man eine tiefe Dankbarkeit gegen diese Menschen, weil, wenn sie sich eines Tages weigerten, noch weiter Farbe zu machen, der Deckarbeiter nicht wüßte, was er tun soll, und der Erste Offizier, unter dessen Kommando die Deckarbeiter stehen, in Verzweiflung geriete, weil er nicht wüßte, was er nun den Deckhands befehlen soll. Sie können doch ihr Geld nicht*

*umsonst bekommen. No, Sir.*

*Der Lohn war ja nicht gerade hoch. Das könnte ich nicht behaupten. Aber wenn ich fünfundzwanzig Jahre lang keinen Cent ausgabe, jede Monatsheuer sorgfältig auf die andere legte, nie ohne Arbeit wäre während der ganzen Zeit, dann könnte ich nach Ablauf jener fünfundzwanzig Jahre unermüdlichen Arbeitens und Sparens mich zwar nicht zur Ruhe setzen, könnte aber nach weiteren fünfundzwanzig Jahren Arbeitens und Sparens mich mit einigem Stolz zur untersten Schicht der Mittelklasse zählen.“*

B. Traven: Das Totenschiff. Die Geschichte eines amerikanischen Seemanns  
([1926] Mexiko-City, Zürich 1948) 10f

*B. Traven (1882-1969)<sup>6</sup> ist der Deckname eines in deutscher Sprache schreibenden Schriftstellers, der in Südamerika lebte. Man weiß bis heute nicht genau, wer sich hinter diesem Pseudonym verbirgt. Traven's Bücher schildern spannend und eindrucksvoll, oft aber in ironischem Tonfall, die Existenz von Menschen unter extremen körperlichen und seelischen Belastungen. Eines seiner berühmtesten Werke ist der Roman „Der Schatz der Sierra Madre“, der mit Humphrey Bogart in der Hauptrolle unter der Regie von John Huston im Jahre 1948 verfilmt wurde.*

(17) Anhand des Textes von Traven kann man überlegen, wie ein Mensch seine Arbeit erlebt. Wonach beurteilt ein Mensch seine Arbeit? Welche Maßstäbe oder Kriterien leiten ihn? Z. B. wird er sich fragen, ob ihm das, was er tut, *Freude* macht; oder ob er es, falls es ihm keine Freude macht, wenigstens als notwendig und nützlich ansehen kann, wodurch es dann doch *sinnvoll* wäre. Selbst in Berufen aber, die Freude machen, muss man – seltener, öfter, regelmäßig – Dinge tun, die weniger Freude machen. Weil sie aber im Gesamtablauf der insgesamt befriedigenden Arbeit notwendig sind oder doch wenigstens Geld bringen, kann man auch solche Tätigkeiten durchstehen. Bei der **Berufswahl** ist es natürlich auch ein wichtiges Kriterium, ob man sich vorstellen kann, dass der ins Auge gefasste Beruf Freude macht und ob er sinnvoll ist. Aber der Mensch kann nicht jeden Beruf, der ihm Freude machen würde oder der sinnvoll wäre, ergreifen. Unter Umständen fehlt es dem Bewerber an der entsprechenden Ausbildung oder aber es ist gerade keine Stelle der gewünschten Art frei. So sind *Qualifikation* und *Arbeitsmarktlage* wichtige Kriterien bei der Beurteilung dessen, welche Arbeit man für sich selbst wählen würde. Ein weiterer Maßstab zur Beurteilung von Berufen könnte sein, ob man *selbstständig* arbeiten kann oder ob man durch den Arbeitsablauf (Fließband) zu starren, immer gleichen Verrichtungen gezwungen ist. Für andere ist (wenigstens eine Zeit lang) der einzige Gesichtspunkt die Menge des zu verdienenden *Geldes*. Wieder andere möchten auf jeden Fall einen Beruf mit *Ansehen*, auch wenn vielleicht in einer weniger angesehenen Tätigkeit mehr zu verdienen wäre.

- [a] Macht mir die Arbeit **Freude**?
- [b] Ist die Arbeit **sinnvoll**?
- [c] Entspricht die Arbeit meiner **Qualifikation**?
- [d] Besteht für die Arbeit Bedarf auf dem **Arbeitsmarkt**?
- [e] Kann ich **selbstständig** arbeiten?
- [f] Genieße ich aufgrund meiner Arbeit **Ansehen**?
- [g] **Verdiene** ich genug?

**Zusatz:** Hier kann man eine Zwischenüberlegung einschieben, die verdeutlicht, dass das Finden solcher Kriterien zur Beurteilung dessen, was eine bestimmte Arbeit für den Menschen persönlich bedeutet, keine leichte Sache ist, sondern Nachdenken und Aufmerksamkeit verlangt. Nehmen wir das letzte der eben zusammengestellten Kriterien: „Verdiene ich **genug**?“ Was heißt „genug“? Ist es genug, wenn meine Familie ihr Auskom-

---

<sup>6</sup> Über Traven's Lebenslauf kann man sich kurz informieren in Killy 1991, 406f. Zum Roman *Das Totenschiff* vgl. Kindler XXI, 9454

men hat (und worin besteht ein gutes Auskommen)? Oder ist es erst dann „genug“ erst dann, wenn ich dreimal im Jahr in die Südsee fliegen kann? Gibt es ein mittleres Maß für das, was wir „genug“ nennen? Um diese letztere Frage zu beantworten, kann man zwei weitere Fragen erörtern: Ist das, was für uns genug ist, für einen Eingeborenen im australischen Busch genug oder luxuriös? Und ist das, was für mich genug ist, für den Vorstandsvorsitzenden einer Weltfirma oder für einen Popstar genug oder zu wenig? Was genug ist, lässt sich also nicht ein für alle Mal und nicht für alle gleich bestimmen. Gerade deswegen ist es zwingend notwendig, dass jeder in seiner persönlichen Lage sich immer wieder fragt, ob er nicht mit seinen Ansprüchen auf dem falschen Weg sein könnte. Was hat beispielsweise der „*Workaholic*“ von seinem Geld, seinem Ansehen, seiner Karriere, wenn er alle Zeit verloren hat für seine Familie und für die Sorge um innere Ruhe und Zufriedenheit?

(18) Sehen wir uns nach den aufgelisteten Maßstäben den Deckarbeiter in Traven's Text an.

- [a] Seine Arbeit macht dem Mann auf dem Schiff vermutlich nicht übermäßig viel **Freude**: Er wollte vielleicht lieber als „Matrose“ zur See fahren. Unter einem Matrosen stellt er sich wahrscheinlich jemanden vor, der durch die Arbeit an Steuerruder, Segeln und Tauen im direkten Kampf mit den Elementen steht, statt bloß noch mit Apparaten Umgang zu haben, welche die Maschinen steuern und das Schiff nahezu automatisch seinen Weg finden und ziehen lassen. Man braucht zur Arbeit auf einem Schiff heute kaum mehr die See und das Wetter zu lieben: Keiner muss mehr auf hohe Masten klettern und Segel nähen können, keiner wird mehr gebraucht, der es der Luft anriechen und der Farbe des Wassers ansehen kann, aus welcher Richtung und wie stark Wind und Strömung in den nächsten Stunden kommen werden. Weil diese Atmosphäre, auf die der Held unserer Geschichte vermutlich hoffte, nicht gegeben ist, wird seine Freude am gewählten Beruf wohl eher gedämpfter Art sein.
- [b] Den **Sinn** seiner Arbeit versteht unser Deckarbeiter auch nicht recht. Wozu das dauernde Anstreichen? Es scheint nur den einen Zweck zu haben, die Leute zu beschäftigen. Sie könnten genauso gut Karten spielen, weil das wiederholte Anstreichen von Schiffswänden, die es gar nicht nötig haben, für den eigentlichen Zweck des Schiffes gar nichts mehr bringt: Das Schiff fährt und erreicht den Hafen auch ohne das ständige Anstreichen. Nicht nur die Arbeit, sondern mit ihr sein Leben und die ganze Welt scheinen so für den Arbeiter ihren Sinn zu verlieren und nichts anderes mehr zu sein als der Kreislauf von Herstellung und Verstreichen von Farbe.
- [c] Unser Mann ist ungelernt. Als Ingenieur oder Offizier auf einem Schiff könnte er vielleicht noch etwas vom Matrosenleben spüren: Er fände öfter die Muße, sich in Ruhe den Wind um die Nase wehen zu lassen, den Sonnenuntergang zu beobachten, er hätte unmittelbarer mit dem Fahren und Navigieren des Schiffes zu tun. Weil er das alles nicht kann, muss er Arbeiten erledigen, die er genauso gut auf dem Land verrichten könnte. Er ist Seemann und arbeitet doch nicht *als* Seemann, sondern als Anstreicher. Mangelnde **Qualifikation** erlaubt ihm nicht, als Seemann zu arbeiten.
- [d] Wenn man den ganzen Roman *Das Totenschiff* liest, wird man feststellen, dass die Situation auf dem **Arbeitsmarkt** für den Deckarbeiter derart ist, dass man als Matrose selbst für eine schwere, unangenehme und schlechtbezahlte Arbeit nicht immer gleich ein halbwegs gutes Schiff findet.
- [e] Sehr **selbstständig** ist die Arbeit des Anstreichers nicht. Von ihm wird keine künstlerische Kreativität erwartet. Er hat immer die eintönigen Schiffswände vor sich, die er mit immer dem gleichen Bewegungsablauf anstreicht.
- [f] Auch **Ansehen** besitzt der Deckarbeiter nicht. Er muss die niedrigsten Arbeiten erle-

digen, seine Leistung würdigen weder Offizier noch Kapitän. Der Navigationsoffizier erhält vom Kapitän Anerkennung, wenn er bei schwierigem Wetter Kurs und Standort genau bestimmt hat. Wer aber wollte schon den Deckarbeiter loben, wenn er die Latrinen gereinigt hat?

- [g] Über das, was er **verdient**, sagt unser Arbeiter selbst das Nötige. Offensichtlich ist es nicht recht üppig (vgl. §§ 34-40).

#### 4. Arbeit als Erfüllung

*„Früher war er den ganzen Tag lang beschäftigt. Morgens fütterte und tränkte er die Ochsen, die Kuh, die Schafe und das Pferd; um die Mittagszeit schleppte er im Netz Heu und Stroh von der Tenne, ängstlich bedacht, keinen Halm zu verlieren. Am Abend mußte man wieder einstreuen, und in der Nacht ging er mehrmals in den Stall, um nach dem Rechten zu sehen und verstreutes Stroh wieder in die Krippe zu legen. An dieser Arbeit erfreute sich sein Herz. Jetzt aber ist es auf Kondrats Hof öd und tot; kein Wesen ist da, um das man sich zu sorgen hat. Die Krippen sind leer, die geflochtenen Tore weit offen. Kein einziger Hahnenschrei durchdringt die Finsternis, Zeit und Lauf der Nacht lassen sich nicht mehr bestimmen.“*

Scholochow 1965, 168 (Ernte am Don, Erster Teil, Neunzehntes Kapitel)<sup>7</sup>

*Michail Scholochow (1905-1984) ist ein russischer Schriftsteller. Er erhielt 1965 den Nobelpreis für Literatur. In seinem Werk „Ernte am Don“, dem der obige Textabschnitt entnommen ist, schildert er die Zwangskollektivierung der Donkosaken, d. h. ihre von der kommunistischen Partei unter Stalin erzwungene Enteignung und Organisation in Kolchosen.*

(19) Der Bauer *Kondrat Majdannikow* hat sein Vieh bei der Kolchose abgeliefert, deshalb ist sein Hof jetzt leer. Seine gewohnte Arbeit hat er nicht mehr. Er arbeitet nun für die Kolchose, aber er beginnt damit erst und hat noch keine rechte Erfahrung, wie er diese Arbeit erleben wird. Was er aber deutlich spürt, ist, was er an seiner alten Arbeit auf seinem eigenen Bauernhof verloren hat. Sehen wir Kondrats frühere Arbeit, über die er, sich erinnernd spricht, gemäß einigen der Maßstäbe an, die in § 17 genannt wurden.

- [a] Offensichtlich machte ihm die Arbeit **Freude**: *„An dieser Arbeit erfreute sich sein Herz“*. Ihn freute das Vieh und das Stroh, der Hahnenschrei und die gefüllte Futterkrippe. Alles dieses macht deswegen Freude, weil es **Schönheit** besitzt, d. h. weil wir bei seinem Anblick unwillkürlich das Gefühl haben, dass es gut ist, dass es alle diese Dinge gibt und dass sie gerade so sind, wie sie sind: Die Stärke der Ochsen, die Farbe und Hörner der Kühe, die starke Gestalt des Ackerpferdes, das duftende Heu, der bunte Hahn.

- [b] Die Arbeit Kondrats war **sinnvoll**. Landwirtschaftliche Tätigkeit ist sinnvoll, weil sie die Menschen ernährt und die Tiere, den Boden und die Gewächse – also das ganze Naturgefüge (das „ökologische System“) – pflegt und dadurch gedeihen lässt. Recht verstandene und betriebene landwirtschaftliche Arbeit zerstört die Natur nicht, sondern ist der Natur selbst förderlich. Rechte Landwirtschaft besteht nicht im Raubbau an der Natur und nicht in der Ausbeutung derselben. Das lateinische Wort für Landwirtschaft – *agricultura* – bedeutet deshalb **Pflege** des Bodens. Das Wort *cultura* bezeichnet im Lateinischen auch den Gottesdienst: Der Landmann ehrt durch seine Ar-

---

<sup>7</sup> Der Roman wurde auch unter dem Titel „Neuland unterm Pflug“ übersetzt. Vgl. Kindler XVIII, 7584f

beit die Natur, wie der Priester die Götter ehrt. Davon ist dann auch unser Wort *Kultur* abgeleitet, das die bereichernde Gestaltung des menschlichen Lebens über die Lebensnotdurft hinaus bezeichnet.

**Zusatz:** Wenn vorhin gerade gesagt wurde, landwirtschaftliche Tätigkeit sei sinnvoll, so bezieht sich das immer auf die recht verstandene und betriebene Landwirtschaft: Landwirtschaftliche Arbeit ist sinnvoll, *falls und insoweit* sie im rechten Verhältnis zu den Bedürfnissen der Menschen *und der Natur selbst* steht. Eine Landwirtschaft und Agrarpolitik hingegen, welche die Qual der Tiere, die Überdüngung des Bodens, die Vergiftung des Grundwassers, die systematische Überproduktion (samt Vernichtung tausender Tonnen guter Lebensmittel) als Mittel der Gewinnmaximierung einkalkulieren, sind nicht nur sinnlos, sondern verbrecherisch.

- [c] Als Bauer musste Kondrat vielleicht nicht lange auf die Schule gehen (möglicherweise gar nicht). Aber niemand kann ein rechter Bauer sein, der nicht ein gutes Gespür für die Natur und für die natürlichen Vorgänge und Abläufe in sich ausgebildet hat und dieses Gespür ständig durch aufmerksame Beobachtung und durch stilles Nachdenken pflegt. Um ein solcher Bauer zu werden, muss einer jahrelange Erfahrungen sammeln, ja muss er wohl schon bei Großvater und Vater langsam hineingewachsen sein in den Jahreskreislauf und die ihn begleitenden Arbeiten. Deshalb ist der rechte Bauer, auch ohne viel Schule, immer schon ein Mann von hoher **Qualifikation** gewesen und nicht jeder vermag eine solch anspruchsvolle Arbeit gut zu tun.
- [d] Hinsichtlich des **Arbeitsmarktes** hat Kondrat keine Sorgen. Bauern brauchte man damals immer, und meist war mehr Arbeit da als Leute, um sie zu erledigen. Genau genommen stellt sich für Kondrat gar keine Frage nach dem Arbeitsmarkt: Bauer zu werden, ist für ihn eine Selbstverständlichkeit. Er hat den Hof, auf dem er geboren und großgeworden ist, geerbt. Er hat den Bauernberuf nicht gewählt, wie ein Stadtjunge irgendwann einmal entscheidet, Schneider oder Banklehrling zu werden. Zeit seines Lebens, solange er zurückdenken kann, war Kondrats Leben das auf dem Bauernhof, er ist ganz selbstverständlich da hineingewachsen, und ohne dass er es als Zwang empfinden würde, war es doch keine punktuelle Entscheidung zum Bauernleben, sondern eher das freiwillige Übernehmen und Nachvollziehen einer von seiner Lebensgeschichte (seinem Schicksal) immer schon getroffenen Entscheidung.
- [e] Der Bauer Kondrat hat früher **selbstständig** gearbeitet: Er hatte, wie er selber sagt, „*sich zu sorgen*“, und zwar um alles. Die Verantwortung für das ganze vielgliedrige Gefüge der einzelnen landwirtschaftlichen Tätigkeiten, die alle richtig aufeinander abgestimmt sein müssen, oblag ihm selbst. Er musste sozusagen die „Geschichte“ seines Bauer-Seins selbst erzählen. Jetzt in der Kolchose hingegen gibt es ein Organisationskomitee, das den einzelnen Bauern die Planung abnimmt und ihnen sagt, was sie jeweils zu tun haben. Keiner ist mehr für das Ganze der landwirtschaftlichen Arbeit zuständig, vielmehr sorgt der eine nur mehr für die Pferde aller Kolchosmitglieder, der andere für die Hühner, der dritte für die Ochsen. Diese mangelnde Selbstständigkeit bedauert Kondrat: Was er jetzt zu tun hat, ist keine in sich gerundete Geschichte mehr, sondern nur ein kleiner Strang aus einer Geschichte, die *als ganze* andere erzählen und ihm vor-erzählen, nicht er sich selbst.
- [f] Was das **Ansehen** betrifft, so ist Kondrat immer noch Herr auf seinem Hof, wenn auch seine Selbstständigkeit durch die Errichtung der Zwangsgemeinschaft in der Kolchose beeinträchtigt ist. Unter den Nachbarn und innerhalb seiner Familie gilt er etwas, er ist sozusagen der Patriarch, das Oberhaupt der Familie und ein wichtiger

Mann in der Gemeinde. Und das ist er durch seinen Beruf, der sein Lebensschicksal ist, das heißt er ist es dadurch, dass er als Nachkomme dieses angesehenen Bauerngeschlechtes geboren und jetzt selbst der verantwortliche Bauer auf diesem Hofe ist.

- [g] Geld war wenig verdient vom Bauer Kondrat. Aber auf den geldlichen **Verdienst** kam es auch nicht so an. Den Lebensunterhalt sicherte der Bauer sich selbst durch sein Getreide, die Milch, die Eier und die Schlachtschweine, die der Hof hervorbrachte. So konnte er zufrieden sein mit dem, was er hatte. Der Wirtshausbesuch am Wochenende, die Fahrt zur Kirche und zu Verwandten in der festtäglichen Kutsche war ihm mehr Erholung als uns heute Teneriffa sein kann, weil er Zeit und innere Ruhe haben konnte.

## 5. Faszination, Traumberuf

*„Besinnen wir uns einmal, wir Männer zwischen zehn und achtzig: Hat es jemals einen in der Nähe von Bahngleisen lebenden Jungen gegeben, dessen Herz beim Nahen eines Zuges nicht rascher schlug, dessen Herz nicht mitschwang, wenn er das Nahen der Lokomotive, vielleicht zweier Lokomotiven hörte? Die Erde zittert, die Luft ist für flüchtige Sekunden erfüllt vom jagenden, kraftvollen und taktfesten Atmen der Maschinen, der Zug braust heran, kommt um die weite Kurve eines Waldtales, rhythmisch arbeitende Triebwerkteile, wirbelnde rote Räder, ein hochschultriger Kessel, eilig aus kurzem Schornstein gestoßenes, vom scharfen Fahrtwind rückwärts gerissenes Rauchgewölk, Wagen und Wagen ... Vorbei.*

*Da liegt nun der Bub von zehn oder achtzig, zieht sich einen Grashalm durch die Lippen und erinnert sich: er hat Funken gesehen, vielleicht das Schleifen und Knirschen von Luftdruckbremsen gehört, aber vor allen Dingen: er hat eine Art Gott gesehen! Aus dem Führerhaus der Maschine lehnte mit dem Blick nach vorne ein Gott mit schmieriger Mütze - der Lokführer! Der Lokführer, ein \ Halbgott, der aus dem flammenden Olymp oder aus Vulkans dampfdurchwogten Höllenhallen gekommen sein muß.“*

Neher 1953, 7f

(20) Dieser Text stammt aus der Zeit, als noch hauptsächlich Dampflokomotiven fahren. Er veranschaulicht das **Ansehen** eines Berufes. Lokführer war lange, lange Zeit ein „Traumberuf“. Heute ist das nicht mehr so. Warum hat sich das Ansehen des Lokführers geändert? Wenn wir beachten, was den Lokführer früher so interessant machte, verstehen wir vielleicht, was der Beruf inzwischen verloren hat. Der Text schildert vor allem dreierlei, was am Lokführer faszinierend war:

- [a] Zum einen die mächtige Maschine, der man *anhörte* und *ansah*, welche Kraft in ihr arbeitete: Die wirbelnden, hohen roten Räder und die rhythmisch sich bewegenden schweren Eisenstangen des Triebwerks, der zischende und dicke Wolken bildende Dampf. Technik und technische Erfindungskraft des Menschen wurden in der Dampflokomotive in viel stärkerem Maße *anschaulich* als später in den elektrischen Lokomotiven oder heute in einem Computer, denn hier sieht man nicht mehr, wie das Gerät funktioniert. Technik war in der Dampflokomotive ein **Schauspiel**, und der Lokführer war der Star des Spiels. Der Lokführer war der Beherrscher der Maschine, und man sah an den Bewegungen der Maschine die starken Auswirkungen seiner Herrschaft.
- [b] Zum anderen faszinierte am Lokführer der **unmittelbaren Kontakt** mit der Kraft, die er beherrschte. Der heutige Computernutzer ist auch der Beherrscher des Gerätes, aber da man nicht mehr sieht, wie seine Maschine arbeitet, scheint es nicht mehr so, als

wäre er selbst der Herr der Vorgänge in ihr. Der Lokführer hatte mit Kohle und Feuer, mit Hebeln und Ventilen zu tun, er musste die Räder schmieren und die Bremsen abklopfen. Der Heizer musste sogar viel Kraft und Mühe aufwenden, um die Kohlen in das Feuer zu schaufeln. Der Computernutzer dagegen greift in das Funktionsgetriebe seines Gerätes nicht ein und braucht kaum eigene Kraft aufzuwenden: Er hat nicht mit dem Rechner, sondern nur mit der Tastatur zu tun, die er ohne spürbare physische Mühe bedient. Was den Computer funktionieren lässt, geschieht im mikroskopisch kleinen Bereich, zu dem der Benutzer gar keinen Zugang haben kann.

- [c] Der Lokführer wird mit dem Olymp und der Unterwelt („*Vulkans Höllenhallen*“) in Verbindung gebracht. Feuer und Wasser sind elementare Kräfte, die der Mensch nur mühsam gezähmt hat, und die auch in unserer Zeit der Hochtechnologie immer noch überaus gefährlich sind. Man denke nur an Hochwasser und Überflutungen oder Feuersbrünste, die man nicht unter Kontrolle bringen kann. Feuer und Wasser sind – bei aller Zähmung – nicht wirklich vom Menschen beherrschbar. Deshalb wurden sie von den Menschen oft als göttliche Kräfte verehrt: Die griechischen Götter wohnten auf dem Olymp, einer von ihnen – *Helios* – fuhr die Sonne in seinem Wagen über das Firmament, er war also der Herrscher über die Quelle des verzehrendsten aller Feuer. Und *Vulkan*, ein anderer Gott, beherrschte das Feuer, das unter Erde brodeln und sich hier und da verheerenden Ausgang erzwingt: in den feuerspeienden Bergen, wie dem Vesuv oder dem Ätna. Wenn der Lokführer nun gerade diese Elemente wenigstens im Rahmen seiner Maschine kommandiert, dann ist er in gewisser Weise fast der übermenschlichen Macht der Elemente ebenbürtig: Er erscheint als eine Art Gott. Aber, wohlgemerkt, nur als eine Art Gott, nur als „*ein Halbgott*“, nicht wirklich als Gott, denn wenn der Mensch sich die Elemente auch sozusagen in kleinen Portionen dienstbar machen kann, so lassen sie sich von ihm doch niemals ganz beherrschen.

**Zusatz:** Warum hat vor vielen Jahren der Film „Der weiße Hai“ solch riesigen Erfolg gehabt oder der Film über die „Titanic“ und ihren Untergang? Vernichtendes Wasser, gefährliche Ungeheuer, die alle menschliche Macht übersteigen – das ist beide Male das Thema. Davon sind Menschen nach wie vor berührt, weil sie im Grunde ihrer Seelen wissen, dass selbst die beste und leistungsfähigste Technik den entfesselten Naturgewalten gegenüber machtlos ist. Früher verehrte man, wie gesagt, diese Gewalten als göttlich oder doch wenigstens als Zeichen der Macht Gottes.<sup>8</sup> Wir halten heute fast alles für „ganz natürlich und erklärlich“ (wie der „*Pumuckl*“ immer so schön gesagt hat) – und vor allem für beherrschbar (wie uns die Technik und die sie vermarktende Industrie nicht müde wird, zu versichern). In Filmen, wie den genannten, bricht ein Gespür für das durch, was alle Religionen immer sagten und sagen, dass nämlich der Mensch von autarken numinosen Mächten<sup>9</sup> nach wie vor abhängig ist, statt jemals ihr Herr geworden zu sein.

(21) Während eben von einem „Traumberuf“ die Rede war, geht es beim nächsten Text um einen ganz **realistischen** Blick auf die Arbeit und auf das, was der Mensch sich von ihr erwartet. Die Ideale, die man mit einem Beruf verbindet, sind wichtig, denn man braucht im Alltag Zielvorstellungen, an denen man sein Tun ausrichten kann. Der Mensch ist nie „fertig“, er muss sich und seine „Geschichte“ in eine offene Zukunft entwerfen. Deshalb kann er nicht bloß das, was schon da ist, unverändert weiter betreiben. Das würde ihn nicht befriedigen. Der Mensch überlegt, wie er aus dem, was ist, etwas gestalten kann, was ihn persönlich erfüllt. Deshalb braucht er Ziele, Horizonte mit neuen und höheren Möglichkeiten. Die Sphä-

---

<sup>8</sup> Hierzu könnte man z. B. aus dem Alten Testament die Schilderung der Naturgewalten im Buche Hiob lesen: Jb 38 und 40,15 - 41,26.

<sup>9</sup> Huber 2006, §§ 43f und 106-113

re dieses Höheren ist die Sphäre der Ideale, Visionen, „Träume“. Über den Idealen darf der Mensch aber die Realität nicht vergessen. Ideale zielen ja gerade darauf, das Handeln *in der Realität* auf neue Bahnen zu lenken, d. h. solche, die zwar noch nicht real geworden sind, aber real werden sollen. Die Ideale, welche die menschliche Lebensgestaltung leiten, stehen oft in Spannung zu den realistischen Umständen des Arbeitsprozesses. Eben deshalb ist Arbeit immer auch Mühe. Mit dieser Spannung zwischen Lebensidealen und Arbeitsanforderungen hat es der folgende Text zu tun.

## 6. Karriere oder Leben?

*„In der Geschichte Jeromes und Sylvias war der Tag schon verzeichnet, an dem sie wählen müßten: entweder Bekanntschaft machen mit Arbeitslosigkeit und Unterbeschäftigung oder sich einer Agentur enger anschließen, eine Vollzeitbeschäftigung annehmen, Stammpersonal werden. ... mit dreißig Jahren ist man sich schuldig, etwas erreicht zu haben, oder man ist nichts. Und niemand hat etwas erreicht, wenn er nicht seinen Platz gefunden hat, wenn er nicht sein Loch gegraben hat, wenn er nicht seine Schlüssel, sein Büro, sein kleines Schildchen an der Tür hat.*

*Jerome und Sylvia dachten oft an dieses Problem. Sie hatten noch ein paar Jahre vor sich, aber das Leben, das sie führten, der relative Frieden, den sie kannten, würden niemals beständig sein. Alles würde zerbröckeln; es würde ihnen nichts bleiben. Sie fühlten sich nicht von ihrer Arbeit erdrückt, ihr Lebensunterhalt war gesichert, jahraus jahrein, recht und schlecht, ohne daß ein Beruf ihr Leben völlig verbrauchte. Aber es sollte so nicht weitergehen. ...*

*Wer nicht arbeitet, dachten Jerome und Sylvia oft, und manchmal sagten sie es bei sich, der hat leider auch nichts zu essen, wer aber arbeitet, lebt nicht mehr. ...*

*Sie hatten das Gefühl, eingesperrt, in der Falle, wie Ratten gefangen zu sein. Sie konnten sich nicht damit abfinden. Sie glaubten noch, so viel erleben zu können, daß ihnen gerade die Pünktlichkeit der Stundenpläne, die Aufeinanderfolge der Tage, der Wochen als ein Hemmnis erschien, das sie ohne zu zögern höllisch nannten. Dabei war es genaugenommen der Anfang einer aussichtsreichen Karriere: eine schöne Zukunft lag vor ihnen; sie waren bei heldischen Augenblicken angelangt, in denen der Chef einen als jungen Mann ansieht, sich in petto beglückwünscht, ihn angestellt zu haben, sich anschickt, ihn zu gestalten, heranzubilden, ihn nach seinem Bild zu formen, ihn zum Abendessen einlädt, ihm auf den Rücken klopf, ihm mit einer einzigen Gebärde der Türen des Glücks öffnet. ...*

*Ein junger, theoretisch veranlagter Mensch, der ein paar Jahre studiert, dann in allen Ehren seiner Militärpflicht genügt, ist mit fünfundzwanzig Jahren nackt wie am ersten Tag ... Das heißt, er weiß mit Sicherheit, daß der Tag kommen wird, an dem er seine Wohnung, sein Landhaus, seinen Wagen, seine Hi-Fi-Stereo-Anlage haben wird. Es kommt allerdings vor, daß diese überschwenglichen Aussichten immer unangenehm lange auf sich warten lassen: sie gehören, durch ihr Vorhandensein, zu einem Prozeß, dem sich auch, wenn man es einmal genau überlegt, Ehe, Geburt der Kinder, Entwicklung der moralischen Werte, gesellschaftliche Stellung und menschliche Verhaltensweisen zuordnen lassen. Mit einem Wort, der junge Mann muß sich eine feste Position schaffen, und das wird ihn gut fünfzehn Jahre kosten.*

*Eine solche Aussicht ist nicht ermutigend. Niemand findet sich damit ab, ohne zu murren. Aber wie denn, meint der junge Angestellte bei sich selber, soll ich mein ganzes Leben hinter den verglasten Büros verbringen, anstatt durch Wiesen voller Blumen zu spazieren, soll ich mich dabei ertappen, wie ich an den Tagen vor den Beförderungen voller Hoffnung bin, soll ich berechnen, soll ich intrigieren, soll ich meinen Ärger verbeißen, ich, der ich von Poesie träume, von Nachtzügen, von warmem Sand? ...*

*Die Ungeduld, sagten Jerome und Sylvia zu sich, ist eine Tugend des zwanzigsten Jahrhun-*

*derts. Mit zwanzig Jahren, als sie gesehen oder zu sehen geglaubt hatten, was das Leben sein konnte, welche eine Summe von Glücksaugenblicken es in sich barg, welche unendlichen Eroberungen es zuließ usw., da wußten sie, daß sie nicht die Kraft haben würden zu warten. Sie konnten genau wie die andern ans Ziel gelangen; aber sie wollten nur eins: schon am Ziel sein.“*

Perec 1984, 109-112 (Die Dinge. Eine Geschichte der sechziger Jahre)

(22) Jerome und Sylvia haben Arbeit, ihr Problem ist nicht Arbeitslosigkeit, sondern die Vereinbarkeit von „Arbeit“ und „Leben“, wie sie sagen. Was ist **Arbeit** für sie? Pünktliches, regelmäßiges Tun dessen, was sie gelernt haben und auch gar nicht ungerne tun. Sie haben Aussichten auf feste Anstellung und Beförderung. Dennoch ist das für sie Gefangensein in einer Falle, es ist „höllisch“. Warum? Es hängt mit dem zusammen, was sie unter dem Leben verstehen. **Leben** bedeutet für sie, etwas zu „erleben“, und zwar „Glücksaugenblicke“, „Wiesen voller Blumen“; es bedeutet „Poesie“ zu genießen, „Nachtzüge“ zu besteigen, die sie zum „warmen Sand“ der Meeresstrände bringen, sowie eine schöne „Wohnung“, ein „Landhaus“, einen „Wagen“ und eine „Hi-Fi-Stereo-Anlage“ zu besitzen. Schlimm an der Arbeit ist für Jerome und Sylvia, dass sie das Leben verhindert, weil sie ihnen Lebenszeit wegnimmt, und dennoch ohne Arbeit das Leben, gerade wie sie es sich vorstellen, nicht möglich ist: „Wer nicht arbeitet, ... der hat leider auch nichts zu essen, wer aber arbeitet, lebt nicht mehr“. Man beachte: Das „Essen“ steht hier keineswegs nur für die Mahlzeiten, sondern für den ganzen Bereich materieller Güter von den existenznotwendigen Dingen (d. h. vom wirklichen „Essen“) bis zu Luxusgegenständen ( auch um sich eine Stereoanlage kaufen zu können, muss man arbeiten).

(23) Um ein solches Leben, wie die beiden es sich vorstellen, führen zu können, muss man arbeiten (Geld verdienen). Was Jerome und Sylvia gelernt haben, wofür sie qualifiziert sind (sie arbeiten in einem Meinungsforschungsinstitut), das tun sie zwar nicht ungerne, aber es ist doch nicht wirklich erfüllend für sie, und sie sehen es daher als ein Mittel zum Zweck des Geldverdienens, um damit „warmen Sand“ besuchen und später vielleicht Haus und Auto finanzieren zu können. Je einträglicher und sicherer aber diese Arbeit ist, desto mehr muss man sich ihren Zwängen fügen: anwesend sein, regelmäßig arbeiten, nicht nur dann, wenn man gerade mal gar kein Geld mehr in der Tasche hat. Alterversorge, die Ernährung von Kindern – all das verlangt ein kontinuierliches Arbeiten, nicht nur ein punktuell „saisonales“ Arbeiten (wie es bei Schülern manchmal beliebt ist). Aber lässt man sich wirklich auf sie ein, dann wird die Arbeit vielleicht unversehens gar zu einer „Karriere“, bei der man für etwas anderes als den Beruf gar keine Zeit mehr hat. Das ist die „Falle“, in welcher Jerome und Sylvia sitzen: Je mehr man arbeitet, desto weniger hat man die Zeit, ein wirkliches Leben – im Sinne von „Erleben“ – zu führen; je mehr man „lebt“, d. h. intensiv erlebt, desto weniger Zeit und Engagement bleibt für die Arbeit. Das ist eine Falle, die sicher jeder leicht nachvollziehen kann und in der mancher sich selbst gut wiedererkennt.

(24) Jerome und Sylvia wollen eine *gegenwärtige* Erfüllung und Lebenszufriedenheit: Sie wollen nicht langsam ans Ziel gelangen, sondern immer „**schon am Ziel sein**“, gleich hier und jetzt. Aber was ist ihr Ziel? Ist es wirklich nur das in § 22 Angesprochene? Sind sie wirklich nur deswegen unzufrieden, weil sie nicht jederzeit etwa nach Italien fahren können und auf Auto, Haus und Stereo-Anlage erst sparen müssen? Nein; wenn das ihr einziges Problem wäre, wären sie bloß unreif. Schwierig wird es für sie durch etwas ganz anderes, das der Verfasser mehr nebenbei anführt, was aber das eigentlich Entscheidende ist. Und in dieser Schwierigkeit steht ein jeder Mensch. Um diese Schwierigkeit zu erkennen, müssen wir den Abschnitt „*Ein junger, theoretisch veranlagter Mensch ...*“ genauer ansehen. Dieser Abschnitt sagt etwas ganz Entscheidendes: Durch Arbeit erwirbt man nicht nur Geld als Mittel

dafür, um in der Freizeit etwas zu „erleben“, sondern durch Arbeit erwerbe ich das, was der Text die „*gesellschaftliche Stellung*“ nennt. Darunter ist nicht bloß das zu verstehen, was sich in „Statussymbolen“ wie Landhaus und Autos ausdrückt. Diese Dinge werden eigens genannt. Die „*gesellschaftliche Stellung*“ meint hier eher, wie ein Mensch auf andere wirkt und wie andere ihn **als Menschen** einschätzen. Der folgende Abschnitt („*Eine solche Aussicht ...*“) spricht diese **sittliche** Bedeutung der Arbeit deutlich an Beispielen aus: „*soll ich berechnen, soll ich intrigieren, soll ich meinen Ärger verbeißen*“?

- Soll ich bloß berechnend das Geld sehen, wenn ich etwas arbeite, oder kommt es mir auch darauf an, meine Sache gut und sorgfältig zu machen? Habe ich ein Gespür für die Seiten meiner Arbeit, die Freude bereiten, oder ist die Arbeit mir nur ein Mittel zum Geldverdienen?
- Möchte ich auch um den Preis von Intrigen vorankommen? Soll ich mich beim Chef durch Duckmäusertum beliebt machen? Bin ich bereit, mich mit fremden Federn zu schmücken, indem ich z. B. die Leistungen meiner Untergebenen nach „oben“ als meine eigenen Leistungen weiterleite? Würde ich einen anderen verleumden (z. B. es so hindrehen, dass es aussieht, als wäre er für meine Fehler verantwortlich), um selber zum Zuge zu kommen?
- Versuche ich, Stress und Ärger immer nur „runterzuschlucken“, um mir ja nichts „zu verbauen“, oder denke ich auch an meine Familie, meine Gesundheit? Pflege ich ehrlichen Umgang mit den Kollegen oder behandle ich jeden nur „strategisch“ im Blick darauf, was er mir beruflich nützen oder schaden könnte?

(25) Das verdeutlicht und erweitert nun den Arbeitsbegriff entscheidend: Arbeit ist nicht nur Gelderwerb, sondern eine **menschliche** Lebensäußerung. In der Arbeit bin ich nicht nur ein Instrument des Betriebs oder meines eigenen Geldbeutels, sondern in ihr zeige ich mich immer auch als der Mensch, der ich bin. Das bedeutet, dass ich das, was ich arbeitend tue, auch nach sittlichen Maßstäben beurteilen muss, und, was ich tue, wird umgekehrt meine sittlichen Maßstäbe prägen: Arbeit ist nicht nur Routine und „Job“, sondern sie fordert und prägt die charakterliche Haltung des ganzen Menschen.

(26) Der folgende Text stellt eine **geschäftsmäßige** und eine an den Bedürfnissen der **menschlichen Lebenswelt** orientierte Einstellung zur Arbeit gegenüber. Unter „Lebenswelt“ wird hier das Insgesamt aller Bedürfnisse des Menschen verstanden. „Lebenswelt“ umfasst daher nicht nur die Belange des Geschäftes und Gewinnes, sondern vor allem auch diejenigen Angelegenheiten, die das Leben des Menschen sinnvoll und erfüllend sein lassen. Welche Angelegenheiten das sind, deutet der folgende Text an.

## 7. Geschäft oder gutes Leben?

*„In der Tiefe hingegen hatte ein reicher Holzhändler, die Schifffahrt abwärts benutzend, seine weitläufigen Räume angelegt, dem nun die Straße zum Transport unentbehrlich schien. Er war seit einer Reihe von Jahren Mitglied des Großen Rates ...*

*Er ... stimmte in den politischen Fragen im Sinne des Fortschrittes, aber ohne viel Umstände, indem er mehr durch sein Beispiel als durch Reden wirkte. Nur wenn eine Frage in den Geldbeutel eingriff, pflegte er die Debatte mit genauen Erörterungen und Bedenklichkeiten aufzuhalten; denn auch der Freisinn war ihm ein Geschäft und er der Meinung, mit den Ersparnissen, die man an den Kosten von sechs Unternehmungen erzielt, könne man eine siebente obendrein ermöglichen. ... | ... | ...*

*Allein der Wirt war der entgegengesetzten Gesinnung. Er saß in dem Haus seiner Väter, welches seit alten Zeiten immer ein Gasthaus gewesen; von seiner sonnigen Höhe pflegte er weit über das Land hinzublicken, und das Haus hatte er mit schönen Schweizergeschichten bemalen lassen. ... Er war auch der Meinung, ein freier Bürger müsse arbeiten und sorgen, sich*

*ein unabhängiges Auskommen zu schaffen und zu erhalten, aber nicht mehr als nötig sei; und wenn die Sache in sicherem Gange, so zieme dem Mann eine anständige Ruhe, ein vernünftiges Wort beim Glase Wein, eine erbauliche Betrachtung der Vergangenheit des Landes und seiner Zukunft.“*

Keller 1879/80, 312f und 315 (Der Grüne Heinrich, Zweiter Teil 15: Tischgespräche)

(27) Keller stellt uns zwei Figuren vor: einen *Holzhändler* und einen *Wirt*. Der Holzhändler lebt und arbeitet um des **Geschäftes** und **Gewinnes** wegen, der Wirt hingegen, um sich eine „*anständige Ruhe*“ möglich zu machen. Das Geldverdienen ist nur ein Teil des Lebens. Der Mensch hat noch andere Bedürfnisse als den Gewinn. Vertrauen, Freundschaft, Liebe – alles das sind Dinge, die man mit Geld nicht kaufen kann, ohne die ein Mensch aber nicht wirklich „gut“ leben kann. Nun ist der Händler Mitglied des Großen Rates, d. h. einer Art Parlament, das über die Belange des Gemeinwohls entscheidet: Wie viel Geld investieren wir in Schulen, wie viel in Krankenhäuser, wie viel in die Förderung der Kunst? Und so fort; mit solchen Fragen hat der Holzhändler im Großen Rat zu tun. Der Holzhändler redet in all diesen Fragen immer nur hinsichtlich des „*Geldbeutels*“ mit. Was den Geschäftsmann an Schulen, Krankenhäusern und dem Kunstwesen interessiert, sind gerade nicht die Schüler, die Kranken und die Kunstwerke, sondern ihn interessiert lediglich, in all diesen Punkten den finanziellen Aufwand möglichst klein zu halten. So wie er an sechs Wirtschaftsunternehmen Kosten sparen will, damit das eingesparte Geld in weitere Wirtschaftsunternehmen investiert werden könne, die neue Gewinne bringen, ebenso will er an sozialen und kulturellen Ausgaben sparen. Unser Holzhändler will, dass Geld und Wirtschaft keinem anderen Zweck dienen müssen, als nur wiederum der Steigerung von Geldgewinn und Wirtschaftswachstum selber. Tatsächlich ist das Geld nur ein Mittel zum Zweck, nicht aber selber das erstrebenswerte Ziel, denn das Geld als solches erfüllt die eigentlichen Bedürfnisse des Menschen nicht: Man kann es weder essen noch trinken noch lieben. Indem er nur nach Geld strebt, als sei es der wahre Inhalt des Lebens, verfälscht der Holzhändler das Leben. Was **hat** unser Holzhändler eigentlich vom Leben?

**Zusatz:** In den Augen des Holzhändlers ist der Zweck des Geldes einzig der, neues Geld zu verdienen. Geld muss „arbeiten“, wie wir sagen. Freilich ist diese Redeweise falsch, denn, wenn Arbeit mühevollere Tätigkeit ist, dann arbeitet Geld nicht, denn es kann sich gar nicht anstrengen. Geld ist normalerweise ein **Mittel**, um damit anderes als Geld zu kaufen. Der Holzhändler aber macht das Geld selber zum **Zweck**: Geld ist ihm Mittel nur dazu, um den Zweck „mehr Geld“ zu erreichen. Wozu aber Geld ansammeln („akkumulieren“), wenn man nichts mehr weiß, was man damit an sinnvollen Dingen, die dem menschlichen Leben dienen, anschaffen könnte?

(28) Gottfried Keller's Wirt hingegen ist von ganz anderer Gesinnung als der Holzhändler. Ein Wirtshaus ist ja gewissermaßen ein Symbol für das *ganze* Leben, das nicht auf Teilaspekte wie das Geldverdienen reduziert ist. Am Wirtshaustisch kann man zwar auch Geschäfte machen, und der Wirt muss natürlich etwas verdienen, aber darin erschöpft sich der Sinn eines Gasthauses nicht: In der Wirtsstube werden Hochzeiten gefeiert und Kindstufen, Priesterweihen und Leichenbegängnisse, dort wird gerauft und gekartet, dort wird heimlicher Kummer im Schnaps ertränkt und werden Geschichten erzählt, dort sitzen der Lehrer wie der Pfarrer, der Bauer wie der Geschäftsmann, der Amtsrichter wie der Arzt, der Totengräber wie der Bürgermeister. Das Wirtshaus ist nicht bloß ein Ort des Geschäftes, sondern die Abbildung nahezu aller Sphären des ganzen menschlichen Lebens.

(29) Auch der Wirt sieht natürlich ein, dass es ohne „Geschäft“ nicht geht. Wer nichts verdient, hat kein „*unabhängiges Auskommen*“. Aber für den Wirt bleibt das Geld ein Mittel, es wird ihm nicht zum Selbstzweck. Deshalb sagt er, man solle arbeiten und Geld verdienen, aber „*nicht mehr als nötig sei*“. Nun muss man natürlich fragen: nötig wozu? Was ist das

Notwendige, wo kann und muss es sich genügen lassen? „Genug“ ist ein relativer Begriff. Dem Wirt in unserem Fall, so kann man sagen, genügt soviel an Arbeit und Verdienst, wie er braucht, um ein **gutes Leben** führen zu können. Was aber ist ein „gutes Leben“? **Nicht** gemeint ist mit dem „guten Leben“ ein bloß angenehmes, anstrengungsloses, untätiges und faules Leben. Drei Kennzeichen eines „guten Lebens“ führt der Wirt an. Arbeit und Verdienst sollen dazu ausreichen, dem Menschen

- „*anständige Ruhe*“ zu verschaffen, aus der dann
- ein „*vernünftiges Wort*“ hervorgehen soll
- und die Muße zur „*Betrachtung der Vergangenheit des Landes und seiner Zukunft*“

Die entscheidenden Begriffe sind also: **Ruhe**, **Vernunft** und **Betrachtung**. Gehen wir diese drei der Reihe nach durch.

- [a] Ohne **Ruhe** vermag man sich den Dingen und Menschen nicht zu widmen. Der Holzhändler z. B. hätte sicherlich nicht die Zeit, lange darüber nachzudenken, wie Kafkas *Process* zu interpretieren sei, was Schüler außer wirtschaftlichen Fähigkeiten noch lernen sollten, oder was eine Symphonie Beethovens ihm sagen könnte. Wie viele Menschen nehmen sich etwa für ihre Familie kaum Zeit, weil sie ganz ihrer Arbeit verfallen sind? Wie sollen sie dann wirklich mitreden können, wenn ihre Kinder schulische oder persönliche Probleme haben und Verständnis oder Unterstützung bräuchten? Wer sich nie die Zeit und die Ruhe nimmt, die man braucht, um Erfahrungen mit bestimmten Dingen, Personen und Tätigkeiten zu machen, der kann kaum entdecken, was ihm Freude macht. Es sind ja oft kleine und unscheinbare Dinge, die man normalerweise gar nicht beachtet, die einem dann, wenn man einmal die Muße und Bereitschaft hat, sich auf sie einzulassen, ganz überraschend Erfüllung, Zufriedenheit, Freude und Glück schenken. Ein Bild, eine Bastelei, die uns an unsere Kinder erinnert, mag keinen Pfifferling an finanziellem Wert besitzen, aber solche Dinge bedeuten uns oft unendlich viel.<sup>10</sup> Fazit: Man darf in den Notwendigkeiten des Arbeitsalltags und des Geschäftes nicht „ertrinken“. Man muss sich auch frei machen können aus den so genannten „Sachzwängen“, weil man nur so fähig werden kann, die Dinge nach ihrem wahren Wert einzuschätzen und richtig zu beurteilen, und weil man nur so offen ist dafür, herauszufinden, was es an Erfüllendem in der Welt gibt.
- [b] Wenn man die Ruhe hat (d. h. sich die Zeit nimmt), sich auf die Dinge *einzulassen*, dann versteht es sich von selbst, dass man auch **vernünftig** über die Dinge mitreden kann. Vernunft ist das Vermögen, den Dingen **gerecht** zu werden. Dazu aber muss man sich auf die Dinge eingelassen haben, man muss sie und ihr jeweilige Eigengesetzlichkeit kennen.
- [c] Sich auf die Dinge einlassen, heißt sie zu **betrachten**. Betrachten ist kein unverbindliches flüchtigen Hinschauen. Betrachten meint ein **verständnisvolles** Anschauen. Wer bloß hinschaut, der weiß noch lange nicht, worum es geht. Wer zwei ineinander ge-

---

<sup>10</sup> Man könnte in diesem Zusammenhang den kurzen Text aus Gustave Flaubert's Roman „Madame Bovary“ lesen, der in Huber 2003, 63 abgedruckt ist, und darüber nachdenken, ob Charles, falls seine Frau gestorben wäre, den Strohhut, wenn ihm jemand viel Geld dafür böte, verkaufen würde oder nicht? Und ob man das für richtig hielte?

fahrene Autos auf der Straße stehen sieht, der weiß noch lange nicht, welchen Fahrer die Schuld am Unfall trifft. Um das zu wissen, muss man die ganze Situation näher *betrachten*: Man muss Messungen machen, Überlegungen anstellen, Zeugen befragen, kombinieren und so fort. Dr. Watson sieht dasselbe wie Sherlock Holmes, aber er versteht nicht dasselbe. Man könnte sagen, Watson schaut sich die Fälle an, Holmes betrachtet sie.

(30) Ruhe, Vernunft und Betrachtung sind aber erst die Vorbedingungen für ein „gutes Leben“. Was aber ist das „gute Leben“, welche **Inhalte** machen es aus? Welche Inhalte lohnen die Mühe, sie in Ruhe vernünftig zu betrachten? Um darüber mit sich in's Reine zu kommen, muss man Folgendes beachten: Was „gutes Leben“ meint, kann man nicht ein für alle Mal und nicht für jeden Menschen in der gleichen Weise sagen. Das „gute Leben“ muss inhaltlich nicht für alle gleich ausschauen. Jeder findet seine Erfüllung in etwas anderem. Der eine ist sportlich, der andere eher künstlerisch, der dritte praktisch begabt, der eine ist gern gesellig, der andere lieber für sich allein. Was freilich alle in gleicher Weise tun müssen, damit ein „gutes Leben“ zu Stande kommt, ist sich **anständig** zu verhalten. Es muss zwar nicht jeder dasselbe **tun**, aber dasselbe **lassen**: Rücksichtslosigkeit, Ungerechtigkeit, Verleumdung z. B. haben keinen Platz, wo „gutes“ menschliches Lebens möglich sein soll.

(31) Es heißt vom Wirt, was er betrachte, sei die „*Vergangenheit des Landes und seine Zukunft*“. Vermutlich sind auch die „*Schweizergeschichten*“, mit denen er sein Haus hat bemalen lassen, aus der Vergangenheit des Landes geschöpft und zeigen auf eine wünschenswerte Zukunft. Was hat das mit dem „guten Leben“ zu tun? Denken wir daran, was das **Geschichtenerzählen** für den Menschen bedeutet (§§ 6f). Geschichten sind es, die dem Menschen sagen, was er tut und warum er es tut. Geschichten zeigen ihm den **Sinn** dessen, was er ist und tut. Und so sagen auch die „*Schweizergeschichten*“ dem Wirt, wer er ist, wer seine Vorfahren waren, wie sie gelebt haben, welche Erfahrungen sie machten. Damit kann er sein eigenes Erleben und Erfahren vergleichen. Er wird dann von seinen Vorfahren abweichen oder ihnen folgen, jedenfalls aber lernt er an ihnen etwas über *sich selbst*. Dadurch wird er fähig, seine eigene gegenwärtige Zeit besser zu beurteilen, und er kommt in die Lage in überlegter Weise die Zukunft zu planen. Wer immer nur weiß, was „man“ gerade jetzt weiß (im Fernsehen und in Zeitungsblättern steht, was „man“ jeden Tag so weiß, und wovon die Programm- und Zeitungsschreiber meinen, dass „man“ es wissen müsste), – wer also immer nur weiß, was „man“ gerade jetzt so weiß, der übersieht vielleicht manches, was die Menschen zu anderen Zeiten wussten und was wichtiger war, als das, womit man heute wichtig tut. Was wir bei Shakespeare über Leid und Freude, Liebe und Hass der Menschen lernen, ist weitaus bedeutender und für unser persönliches Leben orientierender als das Meiste von dem, was in der Tagespresse zu finden ist.

**Zusatz:** Manches haben wir durch die Erinnerung an alte Geschichten wieder entdeckt und neu gelernt: z. B. Naturheilkunde, alternative Brotbackmethoden, umweltverträgliche Landwirtschaft. – Viele wissen über die Wirtschaft nur noch das, was man heute eben so sagt und weiß – etwa dass sie in erster Linie den Anteilseignern Gewinn bringen müsse –, und hat ganz vergessen, was früher die Sozialphilosophen, die Theologen und Päpste, ja sogar die Marxisten (bei aller Uneinigkeit in anderen Fragen) noch alle gemeinsam wussten, dass nämlich Wirtschaft in erster Linie der Sicherung des Lebensunterhaltes aller Menschen, nicht jedoch dem Profit weniger, dienen muss und darf.

(32) Weder der Holzhändler noch der Wirt können das *alleinige* Muster menschlichen Lebens abgeben. Der Holzhändler übersieht fundamentale menschliche Belange, nämlich alles das, was man nicht für Geld kaufen kann. Der Wirt seinerseits geht davon aus, dass der Mensch gerade nur so viel arbeiten solle, dass er in seinem Bedürfnis nach Ruhe, Vernunft

und Betrachtung nicht gestört wird. Aber den wenigsten Menschen ist es vergönnt, so zu leben. Arbeit ist in der überwiegenden Zahl der Fälle nicht so gut bezahlt, dass man mit geringem Zeitaufwand genug zum Leben verdienen würde. Die meisten Menschen können sich ein Leben der Ruhe und Betrachtung einfach nicht leisten.

**Zusatz:** Der Wirt hängt einer zwar schönen, aber kaum realisierbaren Utopie nach. Das Wort *Utopie* stammt aus dem Griechischen (*ou-topos*) und bedeutet das, was in der Realität *keinen Ort* hat. Eine Utopie malt Idealzustände aus, die in Wirklichkeit nicht bestehen, wenn sie auch noch so wünschenswert sein mögen. Andererseits geben solche Utopien die Richtung für Verbesserungen unserer Zustände an. Hätten wir nicht die Fähigkeit, uns Utopien auszudenken, könnten wir nie etwas verbessern, weil wir über die Zustände, wie sie gerade sind, nicht hinaus sehen und nicht hinaus denken könnten.

(33) Der Mensch muss daher die spannungsvolle Einheit von Arbeit und Leben, Geschäft und Betrachtung aushalten (vgl. 6). Allerdings bleibt die utopische Leitidee, welcher unser Wirt folgt, doch immer viel **menschlicher** als die Vorstellung des Holzhändlers: Denn der Wirt versucht, Geschäft und Betrachtung, Arbeit und Leben trotz aller Spannung ineins zu fügen und so zu einem erfüllten Leben in allen Sphären des menschlichen Daseins zu gelangen, während der Holzhändler nur auf materiellen Profit aus ist und gerade diejenigen Sphären des Lebens vernachlässigt, in denen allein die eigentlich menschliche Erfüllung liegt.

## 8. Krise der Arbeit

**Text A:** „In einer reichen Gesellschaft müssen die Leute nicht mehr mit den Händen arbeiten und widmen sich geistigen Tätigkeiten. Es gibt immer mehr Universitäten und immer mehr Studenten. Damit diese Studenten ihr Studium abschließen können, müssen Themen für Diplomarbeiten gefunden werden. Es gibt unendlich viele Themen, weil man über alles und nichts auf der Welt Abhandlungen schreiben kann.“

Milan Kundera: Die unerträgliche Leichtigkeit des Seins (1984,  
dt. München: Süddeutsche Zeitung / Bibliothek 2004) 96

**Text B:** „Ich schau’ wieder. Is die ganze Welt wie verändert g’wesen, alles, was man denken und sinnen kann, daß nur möglich ist; es rührt der Mensch nit selber mit seine Händ’ dran, das haben Maschinen geschaffen, und an den Maschinen sind sie alle g’sanden, die neuchen Leut’, unverkrüppelt, unverkümmert, schön groß, stark, und hat ihnen die Gesundheit und die G’scheitheit aus dö Augen g’leucht’, ist jeder wie ein König an der Maschin’ g’sanden, die er gemeistert hat bis aufs letzte Radl.“

Ludwig Anzengruber: Die Märchen des Steinklopferhans (Die G’schicht’ von der Maschin’).  
In: Klassische deutsche Erzähler, Band II (Berlin: Neues Leben 1953) 333-384,362

(34) Durch die Automatisierung der Produktionsabläufe wird immer weniger menschliche Arbeitskraft benötigt. Lediglich zur Konstruktion, Bedienung und Wartung der Maschinen bedarf es noch des menschlichen Zupackens. Wo früher schmutzige, schwere und gefährliche Arbeit oft arge Verletzungen und Verkrüppelungen zur Folge hatte, sind die Arbeitsabläufe heutzutage weitgehend sauber und sicher. Darauf spielt Text B an, der aber offensichtlich doch einen schwerwiegenden Fehler enthält. Der Steinklopferhans erzählt in ihm von einem Traum, in dem er eine Vision der automatisierten Zukunft der Arbeitswelt erlebt. Die Vision zeigt ihm eine Welt der Maschinen, in der zwar kein Mensch mehr schwer arbeiten muss, wohl aber „jeder wie ein König“ an seiner Maschine steht. Tatsächlich ist es jedoch so gekommen, dass keineswegs „jeder“ überhaupt eine Arbeit hat, und auch so, dass die, welche noch Arbeit haben, sich darin wohl nur sehr selten „wie ein König“ fühlen. Viele, allzu viele Menschen wurden und werden von den Maschinen **arbeitslos** gemacht; und viele können in der Arbeit für eine gnadenlos um Profite konkurrierende Wirtschaft keine persönliche Erfül-

lung finden.

(35) Wenn wir unsere gegenwärtige Lage der Arbeitslosigkeit betrachten, finden wir auch im Text A einen entscheidenden Fehler. Es ist keineswegs so, dass, wer keine Arbeit hat, sorgenfrei studieren oder sich anderen geistigen Tätigkeiten widmen kann. Arbeitslosengeld und Sozialhilfe bewahren ihn zwar vor dem Verhungern, aber viele Menschen haben niemals gelernt, geistige Interessen zu entwickeln (§ 40). Was lernen junge Menschen etwa in der Hauptschule, was hämmern ihnen Medien und Politiker jeden Tag ein? Dass gesellschaftliche Anerkennung nicht durch schöngeistige Betätigung erreicht wird, sondern durch Erfolg auf dem Arbeitsmarkt. Wenn ihnen *der* dann verwehrt ist, erleben die jungen Leute das nicht als Befreiung zu den eigenen Interessen (die sie nie entdecken konnten), sondern als persönliche Niederlage. Es stellt eben doch eine sehr große seelische Belastung dar, als Arbeitsloser zu leben, weil man sich leicht als Versager fühlt.

(36) Die Menschen sind sich eigenartigerweise kaum darüber klar, dass das Wenigerwerden der Arbeit eine notwendige Folge des technischen Fortschrittes ist. Man hat zu Recht gesagt (was Politiker gerne verschweigen): „Die Unternehmen stellen aus dem einfachen Grund nicht ein, weil sie niemanden brauchen“<sup>11</sup>. Weil man diese Binsenwahrheit missachtet, liegt auf dem Arbeitslosen oft der stille Verdacht, selber an seiner Arbeitslosigkeit schuld zu sein, und der unausgesprochene Vorwurf steht im Raum, dass er denen, die noch Arbeit haben, sozusagen „auf der Tasche liegt“. Arbeitslosengeld und Sozialhilfe werden von denen bezahlt, die Arbeit haben. Einen gewissen Betrag müssen zwar auch die Unternehmen für jeden Arbeitnehmer in die Sozialkassen einzahlen. Aber diese sogenannten Lohnnebenkosten will die Wirtschaft beständig senken bzw. ganz abschaffen. Das Problem liegt auf der Hand: Wenn Arbeitslosengeld und Sozialhilfe für die Arbeitslosen in der Hauptsache oder gar ausschließlich von denen bezahlt werden müssen, die Arbeit haben (nicht von den Kapitaleignern), dann steigt mit der zunehmenden Arbeitslosigkeit der Geldmangel in den Sozialkassen.

(37) Zwar leben wir in einer „reichen Gesellschaft“, wie Text A sagt. Aber der Reichtum ist äußerst ungleich verteilt. Wer Geld hat, kann an der Börse spekulieren und dadurch noch mehr Geld gewinnen. Auf diese Weise werden die Reichen immer reicher. Die große Masse der Bevölkerung aber kann an das zum Leben notwendige Geld nur dadurch gelangen, dass sie für diejenigen **arbeiten**, denen das Kapital und die Produktionsmittel (Fabriken, Patente, Maschinen, Fertigungsstraßen, Computerprogramme) gehören. Die Eigentümer des Kapitals und der Produktionsmittel (die Aktionäre) verteilen einen gewissen Teil ihrer Gewinne an die Arbeiter. Je weniger Arbeiter nun aber erforderlich sind, desto mehr werden entlassen (bzw. weniger eingestellt). Weil die Kapitaleigner sich so die Lohnkosten sparen, steigen ihre Gewinne. Für die unzähligen Menschen aber, die sich durch Arbeit das Geld zum Lebensunterhalt erwerben müssen, schwinden die Verdienstmöglichkeiten in dem Maß, in dem es weniger Arbeit gibt. So werden in einer steinreichen Gesellschaft doch die Armen immer ärmer.

(38) Solange die Kapitaleigner nur dadurch ihren Profit steigern konnten, dass sie von menschlichen Arbeitern in ihren Fabriken mehr produzieren ließen, konnten die Arbeiter sich gegen Entlassungen wehren, indem sie streikten. Wenn keiner mehr arbeitete, wurde nichts produziert, der Fabrikbesitzer konnte nichts verkaufen und sein Profit stagnierte. In dem Maß, in dem die Produktion ohne menschliche Arbeiter auskommt, ist die Macht des Streiks gebrochen. Wenn die Kapitaleigner auf menschliche Arbeiter gar nicht mehr angewiesen sind, um Profit zu machen, ist die Arbeitsniederlegung ihnen gegenüber kein Druckmittel

---

<sup>11</sup> Forrester 1996, 121

mehr: „Eine große Mehrheit von Menschen wird von der kleinen Gruppe, welche die Wirtschaft prägt und die Macht besitzt, schon gar nicht mehr gebraucht“<sup>12</sup>.

(39) Auch Staat und Politik können nicht mehr sicherstellen, dass die Menschen, die für die Wirtschaftsprofiteure als Arbeitskräfte überflüssig geworden sind, dennoch ihren Lebensunterhalt aus dem von der Wirtschaft ohne menschliche Arbeit hervorgebrachten Vermögen erhalten. Unternehmer verlagern ihr Geld und ihre Firmen in's Ausland und entgehen so den Steuern, mit deren Hilfe die Politiker dafür sorgen könnten, dass Wirtschaftsprofite zur Behebung sozialen Elends herangezogen werden. Früher konnte ein Staat gegen Kapitalflucht das Instrument der Einfuhrzölle einsetzen: Wer im Inland keine Steuern zahlte, weil er Kapital und Produktion im Ausland stationierte, musste, wenn er seine Waren im Inland verkaufen wollte, Zölle bezahlen, die dann einen Ersatz für die zuerst umgangenen Steuern darstellten. Politiker sind nun aber seit Jahrzehnten bemüht, große Freihandelszonen zu schaffen, in denen es keine Zölle und Grenzen mehr, sondern nur noch ungehinderten Kapitalverkehr gibt. In ganz Europa haben die Politiker etwa das Instrument solcher Zölle abgeschafft, um die Wirtschaft nicht mit derartigen Kosten zu „belasten“. Auch andere Mittel der Wirtschaftskontrolle hat die Politik gelockert, wie z. B. Kündigungsschutz und Mindestlohnvorschriften. Indem sie zugunsten der Wirtschaft alle politischen Kontroll- und Steuerungsmöglichkeiten abschaffen, schaffen die Politiker aber im Grunde sich selber ab: Je mehr die Möglichkeiten der politischen Kontrolle der Wirtschaft abgebaut werden, desto weniger brauchen wir noch Politiker. Derzeit behaupten Politiker, man könne Arbeitsplätze nur sichern, indem man die sogenannte Standortqualität für die Wirtschaft verbessere, d. h. die Profitmöglichkeiten steigere. So sollen der Wirtschaft Lohnnebenkosten erspart werden, was zu höheren Gewinnen führt, die dann (so hoffen Politiker) zu Investitionen genützt werden, die neue Arbeitsplätze schaffen. Seit Jahrzehnten steigt jedoch die Arbeitslosenquote. Je mehr die Unternehmen entlastet werden, desto mehr Leute entlassen und desto weniger stellen sie ein. Der Irrtum der Politiker besteht darin, dass sie glauben, Wirtschaftswachstum sei an die Einrichtung von Arbeitsplätzen gebunden. Tatsächlich vollzieht sich Wirtschaftswachstum durch weitere Computerisierung. Unternehmen investieren nicht in Menschen, sondern in immer modernere Maschinen.

(40) Sehr recht hat Text A, wenn er sagt, dass es ein erfülltes menschliches Leben ist, wenn man „über alles und nichts auf der Welt“ nachdenken kann. Den Reichtum der Welt anschauen, betrachten, sehen und erleben, was es alles Schönes und Interessantes in ihr gibt, geistig (und vielleicht auch körperlich) durch die Fülle der Welt zu reisen – darin liegt wirklich die höchste Erfüllung des Menschen.<sup>13</sup> Aber freilich kann so nur der leben, bei dem zwei Bedingungen erfüllt sind. Zum einen muss sein **Lebensunterhalt gesichert** sein, und zum andern muss er sich für **Geistiges interessieren**. Und so stellt sich der Menschheit eine doppelte große Aufgabe, eine Arbeit, die sie bewältigen muss:

- Die Menschheit muss Mittel und Wege finden, wie die große Masse der Menschen, die als Arbeitskräfte nicht mehr gebraucht werden, dennoch an dem von Maschinen erzeugten Reichtum an Gütern teilhaben können. Und zwar überall auf der Welt, nicht nur in den Industrieländern.
- Viele Menschen heute wissen mit sich und ihrer Zeit nichts anzufangen. Für viele

---

<sup>12</sup> Forrester 1996, 36

<sup>13</sup> Huber 2006, § 8

stellt es ein ziemliches Problem dar, dass sie im Falle der Arbeitslosigkeit den Chef verlieren, der ihnen sagt, was sie tun sollen. Man kann nicht andauernd Computerspiele machen, in Illustrierten blättern, zum Fußball oder in die Kneipe gehen. Noch weniger sind Alkohol und Drogen geeignet, dem Leben Sinn und Inhalt zu geben. Es gibt eine ganze Menge von Menschen, die, wenn sie keine Arbeit haben, vor allem darunter leiden, dass sie keine Interessen entwickelt haben, die ihre Zeit dauerhaft sinnvoll beanspruchen würden. Das Schulwesen müsste seine Hauptaufgabe darin sehen, den jungen Menschen zu helfen, solche Interessen zu entwickeln. Und gesellschaftspolitisch müssten alle Verbände, Kirchen, Parteien, alle Zeitungen und das Fernsehen darauf hinwirken, dass das Ansehen der Person nicht weiter an Geld, Autos und weite Reisen geknüpft wird, sondern dort wieder entdeckt wird, wo es wirklich liegt: In einem anständigen und erfüllten Menschsein.

### Schriften:

*Forrester, Viviane*: Der Terror der Ökonomie (Paris **1996**, dt. Wien: Zsolnay 1997)

*Grimm, Jacob und Wilhelm*: Deutsches Wörterbuch, Bd. I (Leipzig **1854**, Nachdr. München 1984)

*Huber, Herbert*: Mutterschaft und Familie. Über ein Prinzip humanen Daseins. In: Huber (Hg) **1998**, 176-190

*Huber, Herbert (Hg)*: Lebensraum Familie. Lebensweltliche Perspektiven (Donauwörth: Auer **1998**)

*Huber, Herbert*: Philosophie und Ethik. Eine Hinführung, Band II: Philosophische Exempel. Ausgewählte und erklärte Texte (Donauwörth: Auer **2003**)

*Huber, Herbert*: Philosophie und Ethik. Eine Hinführung, Band I: Philosophieren – wie und wozu? (Donauwörth: Auer **2006**)

*Keller, Gottfried*: Der grüne Heinrich ([**1879/80**]<sup>10</sup> München: Winkler Weltliteratur 1991)

*Killy, Walther (Hg)*: Literatur-Lexikon, Bd. XI (Gütersloh, München: Bertelsmann **1991**)

*Kindler*: Kindlers-Literatur-Lexikon, XXV Bände (München: dtv **1974**)

*Marx, Karl*: Ökonomisch-philosophische Manuskripte (**1844**), Erstes Manuskript [Die entfremdete Arbeit]. In: *Karl Marx / Friedrich Engels*: Werke. Ergänzungsband, Erster Teil (Berlin[-Ost] 1973) 510-522

*Perec, Georges*: Die Dinge. Eine Geschichte der sechziger Jahre (dt. Stuttgart **1984**). Auszüge in: Europäisches Lesebuch. Lehrerband (München: Oldenburg 1992) 109-112